Wilhelm Raabe-Kalender

1919

Buhe

G G

Wilhelm Raabe

Wilhelm Raabe Kalender

Herausgegeben von Otto Elster und Hanns Martin Elster

auf das Jahr

1912

353743
18. 8. 38.

G. Grotesche Verlagsbuchhandlg.
BERLIN ★ 1911

PT
2451
Z5A58
1912

Printed in Germany

Vorwort

Als die Herausgeber nach dem Tode Wilhelm Raabes den Plan zu dem jetzt vorliegenden Raabe-Kalender faßten und ihn mit mehreren Freunden des Dichters erörterten, wurde ihnen fast überall Zustimmung entgegengebracht. Nur von einer Seite, die allerdings dem Dichter im Leben sehr nahe gestanden hat, wurde die zweifelnde Frage aufgeworfen: Was hätte Wilhelm Raabe selbst dazu gesagt?

Die Antwort schien uns aus verschiedenen uns vorliegenden Briefen, aus manchen mündlichen Äußerungen dahin zu gehen, daß er einem derartigen Unternehmen nicht unsympathisch gegenüber gestanden hätte; war er doch stets erfreut, wenn man seiner Weltanschauung, seinen Werken Freunde warb; hat er es doch sicherlich oft sehr schmerzlich empfunden, daß seine Leser, die Verehrer seiner Dichtung sich lange Zeit auf einen ziemlich engen Kreis beschränkten, wenn er auch die wehe Enttäuschung nach seiner Art in humoristisch-satirische Worte kleidete.

Er geizte gewiß nicht nach Anerkennung, er suchte niemals den Erfolg durch äußerliche Mittel, aber er war sich doch bewußt, daß er, der dem deutschen Volke sein Bestes und Schönstes gegeben hat, der Anerkennung wohl wert sei — auch der Anerkennung zu jener Zeit, wo er noch mitten im Schaffen stand und wo der Erfolg im reinsten Sinne ihm vielleicht mehr Freude bereitet hätte als in den Tagen, wo er schon „Feierabend" gemacht hatte.

Nun, die Anerkennung ist ja doch noch erfolgt, und die „Sonne des Ruhmes" hat seinen Lebensabend verschönt. Diesen Ruhm wachzuerhalten, die Erkenntnis seiner als eines wahren Dichters in immer weitere Kreise zu tragen, das sollte die Aufgabe des Raabe-Kalenders werden. Nötig wird das stets bleiben, namentlich bei einem Dichter wie Wilhelm Raabe, der die Schätze seiner großen Weltanschauung, seines reinen Idealismus, seines tiefen Humors nicht immer in leichter Form dem verehrlichen Publiko darzubieten pflegte. Manche Nuß gibt es da zu knacken, die dem modernen Leser wohl öfter zu hart erscheinen dürfte!

Aber der Raabe-Kalender soll keinen Panegyrikus auf den Dichter bilden; gewiß soll er die Schönheiten, die Größen seiner Dichtungen, seiner Kunst hervorheben, aber er soll auch die forschende Kritik nicht verschmähen, durch die das Verständnis der Werke, die Vertiefung in die Weltanschauung, die Kenntnis des Dichters und seiner Art nur noch mehr gefördert werden können. Selbstverständlich die sachliche, wissenschaftliche, Liebe zeigende Kritik!

Es gibt da noch so Manches in Raabes Schaffen und Werken, das eine ernste, wissenschaftliche Würdigung geradezu verlangt. Wir nennen nur den eigenartigen, prächtigen Stil des Dichters, seine sprachliche Fülle und Reife, seine Namenwahl, die idealistische Grundanschauung bei all seinem scheinbaren Pessimismus; die Stellung

zur Romantik; die Quellen seiner Werke; seine psychologische Kunst; seine religiösen Anschauungen und was dergleichen Themata mehr sind.

Es gilt das lautere Gold aus seinen Werken zu schürfen, das oft in dunklen Schächten heimlich ruht, in die man tief hinunterfahren muß, um das edle Metall zu heben.

Alles, was der Raabeforschung, was der Würdigung der Werke des Dichters im guten Sinne dienen kann, soll im Raabe-Kalender Aufnahme finden und alle Freunde und Verehrer des Dichters, schon bekannte und noch unbekannte, sind uns als Mitarbeiter bei unserem Werke willkommen, das wir so lange durchzuführen gedenken, wie innere Gründe es ermöglichen, so daß wir in keinen äußeren Kultus zu verfallen vorhaben. Die Schwierigkeiten, die der Anfang derartiger periodischer Unternehmen stets mit sich zu bringen pflegt, haben diesen ersten Jahrgang vielleicht nicht ganz unsern höchsten Wünschen gemäß gelingen lassen, aber wir glauben doch den Teil der Aufgabe, das Interesse für unsern Dichter in weitere Kreise zu tragen, auch jetzt schon ganz zu erfüllen. Das kommt dann auch dem nächstjährigen Bande zugute, für den uns Arbeitsvorschläge stets willkommen sind.

Berlin-Friedenau, 1. August 1911

Otto und Hanns Martin Elster

W. Raabe im 78 Lebensjahre
gz. W. Immenkamp

JANUAR

M. 1. Neujahr
D. 2. Abel
M. 3. Enoch
D. 4. Isabella
F. 5. Simeon
S. 6. Hohes Neujahr

S. 7. 1. n. Epiphania
M. 8. Erhard
D. 9. Julian
M. 10. Agathe
D. 11. Paul
F. 12. Reinhold
S. 13. Hilarius

S. 14. 2. n. Epiphania
M. 15. Maurus
D. 16. Marcellus
M. 17. Anton
D. 18. Prisca
F. 19. Sara
S. 20. Fabian, Sebastian

S. 21. 3. n. Epiphania
M. 22. Vincenz
D. 23. Emerentiana
M. 24. Timotheus
D. 25. Pauli Bekehrung
F. 26. Polykarp
S. 27. Kaisers Geburtstag

S. 28. 4. n. Epiphania
M. 29. Valerian
D. 30. Adelgunde
M. 31. Vigilius

Nun schlägt es in die Geschicke zwölf hinein, ein neues Jahr beginnt, aber die alte Geschichte bleibt es doch. — Zwölf Glockenschläge — Mitternacht in der Neujahrsnacht! Aber wir brauchen darum nicht feierlich zu werden, wenigstens nicht feierlicher, als wir es schon sind.

Dr. Sar

FEBRUAR

D. 1. Brigitta
F. 2. M. Lichtmesse
S. 3. Blasius

S. 4. Septuagesimä
M. 5. Agathe
D. 6. Dorothea
M. 7. Richard
D. 8. Salomon
F. 9. Apollonia
S. 10. Scholastika

S. 11. Sexagesimä
M. 12. Eulalia
D. 13. Castor Jon.
M. 14. Valentin
D. 15. Faustinus

F. 16. Juliane
S. 17. Constantin

S. 18. Estomihi
M. 19. Susanne
D. 20. Fastnacht
M. 21. Aschermittwoch
D. 22. Petri Stuhlf.
F. 23. Josua
S. 24. Matthias

S. 25. Invocavit
M. 26. Nestor
D. 27. Justus
M. 28. Leander
D. 29. Viktor

Es ist leichter, sich in eine fremde Welt zu finden, als sich in einer fremdgewordnen wieder heimisch zu machen.

Altershausen

MÄRZ

F. 1. Albinus
S. 2. Luise

S. 3. Reminiscere
M. 4. Adrian
D. 5. Friedrich
M. 6. Fridolin
D. 7. Eberhardin
F. 8. Philemon
S. 9. 40 Ritter

S. 10. Okuli
M. 11. Rosine
D. 12. Gregor
M. 13. Ernst
D. 14. Zacharias
F. 15. Christoph
S. 16. Henriette

S. 17. Lätare
M. 18. Anselm
D. 19. Joseph
M. 20. Hubert
D. 21. Benedikt
F. 22. Kasimir
S. 23. Eberhard

S. 24. Judika
M. 25. Mariä Verkündigung
D. 26. Emanuel
M. 27. Robert
D. 28. Malchus
F. 29. Eustasius
S. 30. Guido

S. 31. Palmsonntag

Was sind politische Erinnerungen im Wirbelsturm der Erdengeschichte dem armen, mit umgetriebenen Menschenkinde, wenn sich ihm nichts Persönliches dranknüpft?

Altershausen

April

M. 1. Hugo
D. 2. Theodor
M. 3. Darius
D. 4. Gründonnerstag
F. 5. Karfreitag
S. 6. Irenäus

S. 7. Osterfest
M. 8. Ostermontag
D. 9. Sybilla
M. 10. Daniel
D. 11. Leo, Papst
F. 12. Julius
S. 13. Anton

S. 14. Quasimodogeniti
M. 15. Olympius
D. 16. Aaron
M. 17. Rudolf
D. 18. Eduard
F. 19. Werner
S. 20. Hermann

S. 21. Misericordias
M. 22. Cajus
D. 23. Georg
M. 24. Albert
D. 25. Markus
F. 26. Kletus
S. 27. Anastasius

S. 28. Jubilate
M. 29. Petr., M.
D. 30. Eutropius

Der April, der einst mensis novarum hieß, ist der wahre Monat des Humors. Regen- und Sonnenschein, Lachen und Weinen trägt er in Einem Sack; und Regenschauer und Sonnenblicke, Gelächter und Tränen brachte er auch einmal mit, und manch Einer bekam sein Teil. Ich liebe diesen janusköpfigen Monat . . . .

Chronik der Sperlingsgasse

Mai

M. 1. Walpurgis
D. 2. Sigmund
F. 3. Kreuzerfind.
S. 4. Florian

S. 5. Kantate
M. 6. Dietrich
D. 7. Gottfried
M. 8. Stanislaus
D. 9. Hiob
F. 10. Gordian
S. 11. Mamertus

S. 12. Rogate
M. 13. Servatius
D. 14. Christian
M. 15. Sophie
D. 16. Himmelfahrt Chr.
F. 17. Bruno
S. 18. Liberius

S. 19. Exaudi
M. 20. Athanas
D. 21. Constantin
M. 22. Helene
D. 23. Desiderius
F. 24. Johanna
S. 25. Urban

S. 26. Pfingstfest
M. 27. Pfingstmontag
D. 28. Wilhelm
M. 29. Christiane
D. 30. Wigand
F. 31. Crescentia

Was ist es für ein Segen, daß
auf den April der Mai folgt!
Wunnigel

Juni

S. 1. Nikodemus

S. 2. Trinitatis
M. 3. Clotilde
D. 4. Carpasius
M. 5. Bonifacius
D. 6. Fronleichnam
F. 7. Lukretia
S. 8. Medardus

S. 9. 1. n. Trinitatis
M. 10. Onophr.
D. 11. Barnabas
M. 12. Basilides
D. 13. Ant. v. Pad.
F. 14. Elisabeth
S. 15. Vitus

S. 16. 2. n. Trinitatis
M. 17. Volkmar
D. 18. Arnulf
M. 19. Gerhard
D. 20. Silverius
F. 21. Philippine
S. 22. Achatius

S. 23. 3. n. Trinitatis
M. 24. Johannes der Täufer
D. 25. Elogius
M. 26. Jeremias
D. 27. Siebenschläfer
F. 28. Leo Josua
S. 29. Peter und Paul

S. 30. 4. n. Trinitatis

Sieh nach den Sternen! Da droben ist Alles Harmonie und Ordnung; nach ewigen Gesetzen wandelt jedes Glied der großen, glänzenden Gemeinschaft; selbst die regellosesten unter ihnen, die Kometen ziehen ihren vorgeschriebenen Weg. Welch ein Kontrast gegen das Getümmel hier unten

Die Leute aus dem Walde

Juli

M. 1. Theobald
D. 2. Mariä Heimsuchung
M. 3. Cornelius
D. 4. Ulrich
F. 5. Charlotte
S. 6. Jesaias

S. 7. 5. n. Trinitatis
M. 8. Kilian
D. 9. Cyrill
M. 10. Jakobine
D. 11. Moritz v. Sachsen
F. 12. Heinrich
S. 13. Margarete

S. 14. 6. n. Trinitatis
M. 15. Apostel Teilung
D. 16. Ruth

M. 17. Alexius
D. 18. Alfred
F. 19. Ruffinus
S. 20. Elias

S. 21. 7. n. Trinitatis
M. 22. Maria Magdalena
D. 23. Apollinaris
M. 24. Christina
D. 25. Jakobus
F. 26. Anna
S. 27. Marta

S. 28. 8. n. Trinitatis
M. 29. Beatrix
D. 30. Abdon
M. 31. Ignatius

Und dann, wenn draußen
die heiße Julisonne, die in diese
Waldnacht nur vorsichtig und neu-
gierig hineinzulugen wagt, auf der Welt
lag, welch ein Träumen war das!
Welch eine Wonne war's,
im Grase zu liegen . . .

Chronik der Sperlingsgasse

August

D. 1. Makkabäer
F. 2. Gustav
S. 3. August

S. 4. 9. n. Trinitatis
M. 5. Oswald
D. 6. Sixtus
M. 7. Albrecht
D. 8. Cyriakus
F. 9. Erich
S. 10. Lorenz

S. 11. 10. n. Trinitatis
M. 12. Klara
D. 13. Hypolitus
M. 14. Eusebius
D. 15. Leonhard Kaiser
F. 16. Isaak

S. 17. Auguste

S. 18. 11. n. Trinitatis
M. 19. Sebaldus
D. 20. Bernhard
M. 21. Hartwig
D. 22. Zachäus
F. 23. Hugenotten
S. 24. Bartholomäus

S. 25. 12. n. Trinitatis
M. 26. Samuel
D. 27. Gebhard
M. 28. Augustin
D. 29. Hutten
F. 30. Rebekka
S. 31. Pauline

Es ist merkwürdig und eine Beruhigung, daß sich der Menschheit Kern so gar nicht verändert, daß zwei Menschenalter ebensowenig dabei bedeuten wie zwei Jahrtausende, oder nach der Historiker Belieben mehr dessen, was sie Weltgeschichte nennen!

Altershausen

SEPTEMBER

S. 1. 13. n. Trinitatis
M. 2. Veronika
D. 3. Jairus
M. 4. Esther
D. 5. Herkules
F. 6. Magnus
S. 7. Regine

S. 8. 14. n. Trinitatis
M. 9. Uhl
D. 10. Jodokus
M. 11. Olga
D. 12. Syrus
F. 13. Amatus
S. 14. Kreuzerhöhung

S. 15. 15. n. Trinitatis
M. 16. Cornelius
D. 17. Lambert
M. 18. Rosa
D. 19. Phöbe
F. 20. Friederike
S. 21. Matthäus

S. 22. 16. n. Trinitatis
M. 23. Thekla
D. 24. Frundsberg
M. 25. Cleophas
D. 26. Cyprian
F. 27. Claxx. und Flysted
S. 28. Wenzel

S. 29. 17. n. Trinitatis
M. 30. Hieronymus

O süßer Herbst, was ist lieblicher als dein Schritt ins Tal? Was ist herrlicher als dein Wandel auf den Hügeln? . . . Der September ist die Zeit, Gedichte zu machen, und aus dem Leben ein Gedicht.

Christoph Pechlin

OCTOBER

D. 1. Remigius
M. 2. Leodegar
D. 3. Jairus
F. 4. Franziskus
S. 5. Placidus

S. 6. 18. n. Trinitatis
M. 7. Amalie
D. 8. Pelagius
M. 9. Dionysius
D. 10. Sideon
F. 11. Burkhard
S. 12. Maximilian

S. 13. 19. n. Trinitatis
M. 14. Kalixtus
D. 15. Theresia
M. 16. Gallus

D. 17. Florentin
F. 18. Lukas
S. 19. Ferdinand

S. 20. 20. n. Trinitatis
M. 21. Ursula
D. 22. Cordula
M. 23. Severin
D. 24. Salome
F. 25. Wilhelmine
S. 26. Amandus

S. 27. 21. n. Trinitatis
M. 28. Simeon und Judas
D. 29. Narzissus
M. 30. Hartmann
D. 31. Wolfgang

Wer es irgend vermag, der begnüge sich stets mit der Witterung der Gegenwart und seiner nächsten Umgebung und sehe nicht zu scharf, ängstlich oder hoffend in den Dunst, welcher immerdar, künftigen Sonnenschein und Sturm vordeutend, auf der Ferne und um den Horizont geheimnisvoll sich lagert. Prinzessin Fisch

November

F. 1. Joachim
S. 2. Bengel

S. 3. 22. n. Trinitatis
M. 4. Emerich
D. 5. Plandine
M. 6. Leonhard
D. 7. Erdmann
F. 8. Schütz
S. 9. Theodor

S. 10. 23. n. Trinitatis
M. 11. Martin
D. 12. Jonas
M. 13. Stanislaus
D. 14. Friedrich
F. 15. Leopold

S. 16. Ottmar

S. 17. 24. n. Trinitatis
M. 18. Otto
D. 19. Elisabet
M. 20. Allgem. Bußtag
D. 21. Schleiermacher
F. 22. Cäcilie
S. 23. Klemens

S. 24. 25. n. Trinitatis
M. 25. Katharina
D. 26. Konrad
M. 27. Albertine
D. 28. Günther
F. 29. Noah
S. 30. Andreas

Die stolzesten Grabmäler werden
in den Herzen der Menschen erbaut.

Die Leute aus dem Walde

DEZEMBER

S. 1. 1. Advent
M. 2. Kandídus
D. 3. Franz Xaverius
M. 4. Barbara
D. 5. Abígaíl
F. 6. Níkolaus
S. 7. Agathon

S. 8. 2. Advent
M. 9. Joachím
D. 10. Walter
M. 11. Adolf
D. 12. Epímachus
F. 13. Lucíe und Ottílíe
S. 14. Níkasíus

S. 15. 3. Advent
M. 16. Adelheíd
D. 17. Lazarus
M. 18. Wunibald
D. 19. Nemesíus
F. 20. Ammon
S. 21. Thomas

S. 22. 4. Advent
M. 23. Dagobert
D. 24. Adam, Eva
M. 25. 1. Weíhnachtstag
D. 26. 2. Weíhnachtstag
F. 27. Johannes
S. 28. Unschuldíge Kínder

S. 29. Sonntag n. Weíhn.
M. 30. Daví́d
D. 31. Sylvester

Alten Menschen, die anstän-
dig einen heißen Lebenstag hinter
sich haben, hilft man dann und wann
zu einem Abendvergnügen; die
Regel ist es freilich nicht!
Altershausen

An Wilhelm Raabe. Zum 8. September 1911

Mein lieber Alter!

Da haben wir denn nun den Tag erreicht, den wir schon lange gleich einem von wehenden Nebelstreifen umzogenen Berggipfel vor uns gesehen, und ich schreibe Dir zu Deinem achtzigsten Geburtstage und — beglückwünsche Dich zu ihm. Wie oftmals tat ich's durch einen Zeitraum, den man ein Menschenalter — oder auch zwei — benennt. Seitdem der Lebensweg uns zusammengeführt, ist kein achter September gekommen, an dem mein Gedenken und meine Feder Dir untreu gewesen, wie könnten sie's heute bei dieser besonderen Wiederkehr des Tages sein! Die irdischen Dinge leiden ja allerdings minder oder mehr an Unzulänglichkeit und selbst auf die Post ist kein unbedingter Verlaß; ich erinnere mich, daß einmal mein Geburtstagsgruß nicht in Deine Hand gelangt ist, und das schmerzhafte Gefühl läßt nicht von mir ab, es werde diesem ebenso ergehen, daß er Dir nicht zu Gesicht komme. Aber schreiben muß ich ihn, mein Alter, wenn nicht für Dich, so doch für mich; ich ertrüg's nicht, an Deinem Achtzigsten zu fehlen, nicht bei Dir zu sein, mit meinem Herzen und meinen Augen, die in die Deinigen blicken und diesen Tag auf dem hohen Berggipfel altvertraut ernst und freudig mit Dir begehen wollen.

Ja, freudig, denn Dir ist zuteil geworden, wonach Dein Verlangen gestanden, ich weiß Dich in leidlos friedvoller Geborgenheit, wie sie Dir immer als das Beste auf der Erde erschienen ist. Der Tag wird Dich mit keiner leiblich und geistig überanstrengenden Erregung heimsuchen, wie's vor einem Dezennium der Abschluß Deines siebzigsten Jahres überreichlich getan. Du wirst diesmal vor allen seltsam zwischen Erfreuung und skeptischem Widergefühl hin und her wechselnden Empfindungen geschützt sein, vor dem Gegensatz lauter Verherrlichung um Dich und heimlich andrer Regungen in Deinem Innern. Nichts mehr nötigt Dir ein dankbares Lächeln ab, einen Schein, dem die Wirklichkeit nicht entspricht. Dich enttäuscht nichts mehr, und auch keiner Selbsttäuschung kann es gelingen, flüchtig über Dich Macht zu gewinnen. Dein achtzigster Geburtstag hat es gut mit Dir gemeint, Dich mit dem unschätzbarsten Angebinde bedacht, in unantastbarer erhabener Ruhe vor Lust und Unlust gesichert zu sein. Du hast stets mit betrachtendem Gleichmut auf das Getriebe der Menschheit nieder geblickt, standest allzeit in seiner Mitte wie auf einer einsamen, Dich ihm fern enthebenden Höhe. Aber jetzt reicht es in Wirklichkeit mit nichts mehr zu Dir hinan, bist auch Du selbst über ihm zu dem siderischen Standpunkt aufgestiegen, von dem aus immer Deine Augen und Gedanken auf dem kaleidoskopischen Treiben der Erdenwelt verweilen. Dazu, mein Freund, beglückwünsche ich Dich heut' aus vollem und verständnisvollem Herzen.

Anders zwar hatten ich und Viele, die in Liebe, Dankbarkeit und Verehrung an Dir hangen, uns diesen achten Septembertag des Jahres 1911 vorgestellt. Wir waren egoistisch, und unser Selbstgefühl hielt nicht Deinen Wunsch, sondern ihr eigenes Verlangen im Auge. Ob es töricht klingt und widerspruchsvoll war, wir gedachten, Dich so zu feiern, uns selbst völlig genug zu tun und Dich damit zu erfreuen, daß wir durch zu Deinem Innersten redende Beweise kundgäben, was Du für uns und für die deutsche Dichtung seiest. In ihre Geschichte sollte Liebe einen unvergeßlichen Ehrentag einzeichnen, Dir in der Stille Deiner Stube ein lebendes Gedenkmal Deiner stillen Größe vor Augen stellen. Vielleicht hätten wir doch vermocht, Dein Angesicht mit einen Abendsonnenstrahl zu erhellen und ein freundlicher Blick aus ihm hätte uns gesagt, es tue Dir wohl, von der Ächtheit unseres Dankgefühls überzeugt zu werden.

Ich weiß, Du, der alles an Menschenempfindungen in sich selbst getragen und verstanden, würdest auch begriffen haben, daß es mir gar schwer geworden, solcher Begehung Deines achtzigsten Geburtstages zu entsagen, mich innerlich zur Klarheit der Erkenntnis durchzuringen, es sei wohlgefügt, daß sie nicht so stattfinde und könne ich es noch ändern, so dürfe und würde ich's nicht tun. Die lange „freundliche Gewohnheit" wollte ihr durch ein halbes Jahrhundert gültig gewesenes Recht weiterbehaupten, an diesem Tage den Lebensvertrag zwischen uns wieder zu erneuern. Nun hast Du ihn gelöst, und nur ich bin noch fähig, Dich in alter Weise mit einem Geburtstagsbriefe zu begrüßen, den Du nicht mehr lesen, auf den Du nicht mehr antworten wirst.

Aber auch das erkenne ich heut' als zu keiner Klage berechtigend, denn was könnte er Dir sagen, das Du nicht wüßtest, was vermöchtest Du zu erwidern, das mir nicht schon bekannt wäre? Nur Deine vertraute Handschrift wird nicht mehr zu mir kommen, mit Deinem Denken, seinem in scherzhaft-heitren Ausdruck gekleideten Ernst verweilst Du bei mir; Du brauchst nichts zu schreiben, ich höre Dich sprechen und sehe dabei den lächelnden Zug um Deinen Mund. Wir haben ja eine lange Zeit gehabt, uns wechselseitig über alle Dinge und Fragen des Lebens, alle Vorkommnisse im weiten Bereich menschlicher Gedanken so zu verständigen und zu vereinbaren, daß jeder genau wußte, welchen Rückklang er von dem andern empfangen werde, daß nirgendwo unser Bejahen und Verneinen sich ernstlich entgegenständen, stets ein angeborener Einklang unseres Denkens und Fühlens keinen, auch nur flüchtiger Mißton zwischen uns zulassen könne. Die Natur hatte uns mit gleichartiger Mitgift begabt, und eine lange schöne Zeit war's, in der sie unsere Freundschaft wandellos fortbehütete. Eine Zeit, die uns jung gesehen und in der wir weißhaarig-alt geworden, über das gewöhnliche Maß des Lebens hinaus. Habe Dank, Wilhelm Raabe, für das, was Du mir ein halbes Jahrhundert hindurch gegeben hast, was Du mir gewesen bist!

Eine Zeit aber auch war's, die nicht uns, doch seltsam und anschauernd das verwandelt hat, was uns an ihrem Beginn umgab, uns als selbstverständlich und unver-

lierbar erschien, zugleich wie die Atmungsluft für unsere Brust und wie das sichere Fundament für unsern Fuß zum Auftritt auf einen ihn mit Kraft durchströmenden Antäusboden. Wir ahnten damals nicht, daß die Zeit sich anschicke, eine große Totengräberschaufel zu handhaben, mit ihr eine schreckensvolle Grube auszuhöhlen, um darin Alles zu verschütten, was uns von Vätern her als edelste, wertvollste Güter der Menschheit überliefert worden: Die Schönheit, die Sehnsucht, die Freudigkeit und die Trauer des Herzens, die Hoheit der Gedanken und Tiefe der Empfindung, der Poesie ächte Töchter, die Dichtung und die Kunst. Nicht diese unvergänglichen Begriffe selbst, über die auch die Herrschaft der Zeit keine Macht besaß; aber wir sahen sie ein neues Geschlecht erschaffen, dem sie alles Verständnis für jene idealen Besitztümer entfremdete, alles Verlangen nach ihnen auslöschte, das von keinem Triebe des Geistes und Gemütes mehr beseelt ward. Ein Geschlecht, dessen Jugend keinen Unterschied mehr zwischen ächtem Golde und wertloser Talmifälschung zu erkennen vermochte. Die nur nach realistischen Wiederbildern des Lebens, nach körperlichen Betätigungen und Genüssen trachtete, dem „Gemeinen", das einst „zu wesenlosem Scheine versunken", erlegen. Ein Geschlecht wuchs auf, wie es zwar die breite Menge des Volkes, sein vulgus profanum von jeher gebildet, doch auch die Ausnahmen von ihr, die sie vordem noch gezeitigt, zu edlerer Entfaltung gebracht, schwanden mehr und mehr, fühlbar von Jahr zu Jahre fort. Es blieb nur, und gleichartig in allen Ständen, das Leibliche, das sich unter sein Lieblingsfremdwort „Sport" zusammenfassen läßt, und hohnlachend stürzt dies mit Faust und Fuß die „Poesie", den Sammelbegriff alles Schönen, innerlich Erhebenden und Beglückenden in eine Abhubgruft, aus der sie nicht mehr wiedererstehen wird. Neuen „Idealen" jubelt die Menschheit zu, dem „Rekord" der Automobilrenner und Luftschiffer, der Wettringer und Fußballkoryphäen, und ihr geistiges Bedürfnis fühlt sich von der Oper, der Operette, der Kinematographenbühne voll ausgefüllt.

Das war keine Welt mehr für Dich und Deine Dichtung, Freund, und ich beglückwünsche Dich dazu, sie verlassen zu haben. Lange sahst du, einem gespenstischen Schatten gleich, diese neue Zeit näher und näher heranrücken, und Du bist aus ihr mit der Erkenntnis geschieden, daß trotz dem Goethe-kultus unserer Tage von allem auf der Erde ein deutscher Dichter, der den Namen mit altem Recht trage, das Überflüssigste und Zweckloseste geworden sei. Und doch hast Du's einmal ausgesprochen, es genüge Dir, wenn sich unter tausend Lesern Deiner Bücher *einer* befinde, der richtig zu lesen, das von Dir Geschriebene mit der Seele und dem Herzen aufzufassen und es in seinem Innern wieder zu beleben vermöge.

Das erscheint wie eine Genügsamkeit, die über sich selbst spottet, aber auch darin pflichte ich Dir mit voller Übereinstimmung bei. Ächte Dichtung hat immer nur bei Wenigen auf wirkliche Empfänglichkeit, wirkliches Verständnis hoffen dürfen, und

daß es so ist, war vielleicht zu aller Zeit ihr untrügliches Criterium. Ihren Wert gibt nicht die Zahl der Beifallspender zu erkennen, überhaupt nicht die laute Kundgabe des Mundes; wer von Hohem, Schönem und Leidvollem im Innern ergriffen worden ist, schweigt, verkündigt es nicht auf der Gasse, deren Alltagsbetrieb und Werkeltagsstaub den Schmelz und Duft solcher Blüte befleckt und entweiht. Nur die Stille einer Kammer und eines Herzens ist die Stätte, an der die Poesie ihre Wunderwirkung zu üben vermag, selten da, wo prunkreiche äußere Ausstattung sie umgiebt, meistens dort nur, wo anspruchslose Einfachheit den Rahmen für sie bildet. Lustbarkeit bereiten die Zusammenkunftplätze für die Menge, der Ballsaal, das Theater, auch der Konzertraum; von dem, was in ihnen geboten wird, unterscheidet sich die Dichtung dadurch, daß sie Verweilen bei ihr in ruhe- und weihevoller Einsamkeit fordert.

In solchen „schlichten" Stuben des deutschen Volkes aber besitzest Du, unsrer neuen Zeit zum Trotz, doch noch so zahlreich Heimatstätten, Freund, daß Dein Wort von dem einen Leser unter tausend seinen bittren Klang verliert, vielmehr einen tröstlichen gewinnt. Denn es spricht aus: Du hast die Deinigen, sie, die von der Natur zu Deinen Angehörigen geschaffen worden, und ihre Liebe ist Dir getreu. Was solltest Du mit den Andern, den fremdblütigen, die keine Verwandtschaft an Dich knüpft, nach denen Du so wenig begehren kannst, wie sie nach Dir. Jene Deinigen sind zwar zumeist die Schweigsamen, die nicht das große Wort auf dem Markt führen, auch nicht auf dem literarischen; ihre Stimmen entscheiden nicht in Parlamenten, noch im Ministerrat, und an Fürstenhöfen üben sie kaum irgendwo einen Einfluß. Aber wie Hans Unwirrsch, Dein „Hungerpastor", „geben sie ihre Waffen weiter," Deine Waffen, Wilhelm Raabe, an ihre Kinder und Enkel: Deine Gedanken und Lehren, Deine Auffassung des Menschenlebens, dessen, worauf es ruht und was seinen Wert ausmacht — sie geben die Liebe zu Dir weiter und das Verständnis für Dich. Das ist eine Wirkung in stiller Verborgenheit, doch eine sich unbemerkbar weithin wie Wellenringe ausdehnende auf die Geistes- und Gemütsentwicklung des deutschen Volkes, seiner heimlich wertvollsten Söhne und Töchter. Und sie wird mit sich bringen, daß „die Spur von Deinen Erdentagen," ob auch nicht Aeonen trotzend, doch für lange Dauer, lebendig fortschaffend, weitererhalten bleiben wird. Denn der Samen, den Du in Deinen Büchern ausgestreut hast, der eines weisen und gütigen Herzens, des warmen Mitgefühls mit Glück und Leid, des erbarmungsreichen Verstehens, Verzeihens und Tröstens aller menschlichen Gebrechlichkeit — dieser Samen ist von allem, was auf der Erde gedeiht, das schönste, ausdauerndste Erzeugnis unserer großen Allmutter Sonne, die Dich zu seiner Aussaat berufen. Deines Lebens Ernteertrag ist gesegnet, Wilhelm Raabe, wird noch von späten Nachkommen gesegnet werden, die Deinen Namen nicht kennen.

Laß mich Dir noch einen Dank für das letzte Vermächtnis sagen, das Du uns

hinterlassen, für Dein „Altershausen"! Nicht Allzuviele werden zum Verständnis seines Kernes gelangen; mich hat es erschütternd in tiefster Seele bewegt. Ein Abschied vom Leben ist's, dessen Bilanz es noch einmal zieht, sein Innerstes offenbarend, und wie das Leben selbst ist es ein Bruchstück, konnte nicht anders sein. Du hast es zu keinem Schluß geführt, denn Du konntest ihm keinen geben und es brauchte keinen. Auf seinen Seiten war alles gesprochen, was es sagen wollte; jede bräuchliche Beendigung wäre keine wirkliche, keine im höchsten Sinn wahre gewesen. So legtest du Deine Feder hin und machtest Feierabend, wie's der „Held" des Buches der Geheimrat Feyerabend auf den Plätzen, zwischen den letzten noch lebenden Überresten seiner Jugend zu Altershausen getan. Ja, dieser Ort mit dem deutungsreichen Namen, der eigentlich „Kindheitshausen" lautet, ist die Stätte,

„Die unserm Wurzelleben
Des Heimatbodens Art und Kraft gegeben",

und nach ihrer Morgenröte zieht die Sehnsucht im Sonnenuntergangs-Zwielicht noch einmal, wenn nicht den Fuß, doch die Seele, die Gedanken zurück, um dort — Luddchen Bock, aber auch Minchen Ahrens wieder zu finden und bei ihnen den langen Tag zu schließen. Vielleicht hast Du kein tiefsinnigeres Buch aus Dir geschöpft, als dies Bruchstück von „Altershausen" mit allen seinen Traumgebilden und herzergreifenden Wirklichkeiten.

Noch einmal habe ich Dir zu Deinem Geburtstage geschrieben, mein edler, treuer Weggefährte eines halben Jahrhunderts — zum letztenmal. Du wirst diese Zeilen nicht mehr lesen, mir nichts darauf erwidern. Doch könntest Du's, würdest Du sagen: Ich habe von Dir erwartet, daß Du meiner so gedenken werdest. Und so werde ich es weiter tun, die kurze Zeitspanne hindurch, in der es mir noch möglich sein wird.

Aus fernen Stuttgarter Tagen klingt mir ein Wort auf, das vor dem Schluß unseres abendlichen Beisammenseins Dir oftmals vom Munde kam: Nun lies uns noch eine Ballade! Freundlich, ob auch halb humorvoll gemeint war's, denn das, womit ich der Aufforderung entsprechen konnte, besaß nur geringfügigen dichterischen Wert, doch meine unkritische Jugend ließ mich bereitwillig nach dem Geheiß tun, und Du nicktest und lächeltest beim Zuhören. So mögen auch mein letztes Zusammenverweilen mit Dir ein paar Verse schließen, die ich vor kurzem auf ein Blatt hingeschrieben habe. Sie enthalten zwar keine Ballade, und was sie aussprechen, enthält gleicherweise für Dich keine Gültigkeit. Aber sie sind auch ein Abschiedsklang aus „Altershausen", und mich deucht, so fügen sie sich doch dem Ende dieses Briefes nicht ungeeignet — „aktuell" nennt es ja wohl der heutige literarische Jargon — an:

Nun hebt die Dämmrung an. Es war ein Wahn;
Des Tages Arbeit ward umsonst getan.

Die Sonne täuscht, sie blendet. Klare Sicht
Verleiht den Augen erst das Dämmerlicht.

Erkennen nicht, so lang das Blendlicht wehrt,
Läßt jene Täuschung; erst der Abend lehrt.

Hoffnung und Trug, im innersten verwandt,
Seleiten bis zum Abend Hand in Hand.

Da schwinden sie; ein kühler Wind erwacht,
Und ihre Schattenfäden spinnt die Nacht.

Nur Eins taucht hell nun auf: Es war ein Wahn,
Des Lebens Arbeit ward umsonst getan.

Und doch auch nicht. Was anders war ihr Sinn,
Als so zu täuschen? Und so fahr' sie hin! —

Wenn ich, Deiner Aufforderung nachgekommen, die „Ballade" gelesen hatte, wünschten wir uns „gute Nacht" und trennten uns „auf Wiedersehen!" Mit diesem Abschiedsgruße kann ich heute nicht schließen — doch

Gute Nacht, Wilhelm Raabe!

Der Deinige — so lange ihm diese Maschine noch angehört, sagt Hamlet —

Nein — langem, gleichem Lebens- und Freundschaftsrecht gemäß, unterschreiben wir beide diesen Brief als

die Deinigen
Wilhelm und Marie Jensen.

Prien am Chiemsee, September 1911

Erinnerung

O versteht es nur, Blumen zwischen die öden Blätter des Lebens zu legen; fürchtet Euch nicht, kindisch zu heißen bei zu klugen Köpfen; Ihr werdet keine Reue empfinden, wenn Ihr zuviel blättert und auf die vergilbten Angedenken trefft!

Chronik der Sperlingsgasse

Lieder der Völker

Aus dem Nachlaß von Wilhelm Raabe

Es wecken ihre großen Toten
Lebendige Völker mit Gesang
Und führen sie ins Licht des Tages
Auf stolzer Lieder frohem Klang.

An dunkle Geisterpforte pochet
Des Sängers Hand: Erwacht, erwacht,
Ihr alten Weisen, alten Helden,
Wir rufen euch zu neuer Schlacht.

Die Sonne strahlt am hohen Himmel,
Der Mond geht durch die Dunkelheit,
Es rauscht der Wald, die Wogen brausen:
Unausgefochten ist der Streit.

Steigt auch herauf, ihr hohen Frauen,
Hebt eure Schleier vom Gesicht,
Mit Blumen ist die Erd' bedecket,
Doch Friede, Friede ward es nicht!

Da regt es sich in tiefsten Grüften,
Jahrtausende sind neu belebt,
Und durch das bunte Heut' und Morgen
Der mächtige Zug der Geister schwebt.

Von Land zu Land, von Volk zu Volke
Schwingt sich die Freiheit mit dem Lied,
Und in der Menschheit Rosenkette
Wird jedes Herz zu einem Glied.

Es spricht die Welt in hundert Zungen,
Von einer nur weiß der Gesang:
Im Eichenforst, im Palmenhaine
Für Haß und Lieb' derselbe Klang!

Von Volk zu Volk, von Land zu Lande
Strömt hin der Melodieen Flut,
Und von der Erde grünem Mantel
Spült sie die Tränen und das Blut.

Uralter Sieg des Orientes
Schlägt in Europa tosend an
Und zur Atlantis trägt ihn heute
Harmonisch mild der Ozean.

Was die Historie vergessen,
Vergaß der Hirt und Fischer nicht.
Zum Wohllaut ward die Tat des Helden,
Das Wort des Weisen zum Gedicht.

9. Juni 1865

Soviel todgeborne Blüthen...

Aus dem Nachlaß von Wilhelm Raabe

So viel todgeborne Blüthen von dem Baum im Windhauch schweben,
So viel Wünsche, so viel Freuden sterben hin im Menschenleben.
Klag' nicht, wenn des Frühlings Hauchen sanft die Blüthen niederstreifet
Trotze, wenn des Sturmes Wüthen in die reichen Äste greifet.

Tausend Blüthen mögen fallen, tausend Hoffnungen vergehen,
Alle Blüthen, jede Hoffnung wird der Lenzhauch nicht verwehen,
Wehe, wehe, wenn im Frühling schon der Baum in Armuth trauert
Ihn im Glanz und Licht des Lebens leeres Herbstgefühl durchschauert.

Blüthen, die ein Hauch entführet, laß sie flattern nur im West,
Blüthe, die dem Weste trotzet, halt sie auch im Sturme fest.

6. Dezember 1861

Des Dichters Jugend-Heimat in seinen Werken

von O. Elster

„Wir wollen das alte Nest schon in der Leute Mäuler bringen." Ausspruch Wilhelm Raabes

Wilhelm Raabes Werke fallen nicht unter den engen Begriff der Heimatkunst. Dazu umfassen sie allzusehr die ganze Welt, die ganze Menschheit mit ihrer Freude und ihrem Leid, mit ihren Sorgen und Kümmernissen, mit ihren Leidenschaften, mit ihrer Liebe und ihrem Haß; dazu enthalten sie allzu große, tiefsinnige Weltanschauung und vor Allem jenen wahren, tröstenden und erhebenden Humor, der das Leben der Menschen auch in den dunkelsten Stunden mit seinem verklärenden Schimmer übergießt.

Dennoch gilt auch von Wilhelm Raabes Dichtungen Goethes Wort:

„Wer das Dichten will verstehen,
Muß ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen
Muß in Dichters Lande gehen."

Kindheits-, Jugenderinnerungen haften am bleibendsten in der Seele des Menschen, namentlich aber in der Seele des Dichters, der es liebt mit träumendem, sinnenden Auge auf die Vergangenheit, auf sein eigenes Leben zurückschauen und sich in jene Zeiten, an jene Orte zurückzuversetzen, wo er seine Kinderspiele gespielt, seine Jünglingsträume geträumt, wo der Grund gelegt wurde zu seiner Art zu denken und zu dichten. Finden wir deshalb doch in den Werken fast aller Dichter so manchen Anklang an die ferne Jugendzeit, an die Heimat ihrer Kindheit, ihrer Jünglingsjahre.

In den Dichtungen Wilhelm Raabes widerhallt der Klang aus seiner Jugendzeit, aus der Jugend-Heimat, an der er stets mit liebendem Herzen hing, besonders klar und deutlich, und es lohnt sich wohl, den Spuren dieser Heimatklänge nachzugehen, denen der Dichter eine so tiefe, umfassende Bedeutung und Wirkung zu geben verstand.

„Wir wollen das Nest schon in der Leute Mäuler bringen," sprach Wilhelm Raabe lachend zu mir vor langen Jahren, als er hörte, daß ich gleich ihm in Eschershausen geboren und auch meine Jugendzeit in seiner Heimat verlebt hatte. Nun, er hat das Seinige dazu getan, und wenn ich es hier unternehme, die Augen der Leser auf unsere gemeinsame Heimat, wie sie sich in den Werken des Dichters widerspiegelt, zu lenken, so nehme ich die Berechtigung zu diesem Unternehmen nicht nur aus jenem Wort des verstorbenen Dichters, sondern auch aus meiner genauen Kenntnis unserer gemeinsamen Heimat, mit der mich, wie Raabe, die Erinnerung für das ganze Leben auf's Innigste verknüpft.

In Eschershausen standen sich unsere elterlichen Häuser schräg gegenüber; wie er habe ich in Holzminden die alte Amelungsborner Klosterschule besucht, an deren Frontispiz

die Inschrift »Deo et Litteris« prangte; wie er, weilte ich oft in Stadtoldendorf, dem Kloster Amelungsborn und in den Ruinen der Homburg. In den Wäldern des Sollings und des Iths war ich zu Hause; oft bin ich die Weser hinauf- und hinabgefahren, an Höxter und Corvey vorüber, an Polle, an Bodenwerder und der alten Rattenfängerstadt Hameln. Kein Ort, kein Name in Raabes Werken, die in seiner Heimat spielen, klingt mir fremd, und wenn ich diese Werke lese, so steigt meine eigene Jugendzeit, die Heimat meiner Kindheit und meiner Jünglingsjahre wieder vor mir empor.

Und dann — meine Jugendzeit lag noch nicht gar so weit entfernt von der Jugend des Dichters. Die Verhältnisse zu meiner Zeit unterschieden sich noch nicht gar so sehr von den Zeiten, in denen der Dichter seine Jugend verlebte. Die Eisenbahn brauste noch nicht durch das Wesertal, und die Fabriken reckten noch nicht ihre rauchenden Schornsteine in den Himmel meiner Jugend; die Städtlein und Dörfer zeigten noch denselben Charakter, wie zu Raabes Jugendzeiten; ich habe die Menschen noch so gekannt, wie sie Raabe gesehen; ich habe noch manchen persönlich gesprochen, mit dem der Dichter in seiner Jugend sprach, ich habe zum Teil noch dieselben Lehrer gehabt, auf denselben alten Schulbänken gesessen, wie er.

Ich sage das nicht zu meinem eigenen Ruhme — aber vielleicht höre ich deshalb in des Dichters Werken manchen Ton, den ein anderes Ohr nicht so deutlich vernimmt; vielleicht sehe ich da manchmal ein Bild, welches andere Augen nicht so klar erkennen.

Wilhelm Raabe ist von Geburt und Abstammung Niedersachse, Ostphale, dem engeren Staatsbegriff nach Braunschweiger. Sein Urgroßvater, Rudolf Christian Heinrich Raabe (geb. 28. III. 1729, + 12. IV. 1786), stand bereits als Lehrer an der Schule in Engelade bei Seesen a. Harz im Dienst des braunschweigischen Staates; von ihm spricht das Kirchenbuch zu Herrhausen als von einem „treufleißigen Schulmeister". Des Dichters Großvater August Raabe (geb. 29. XII. 1759 in Engelade, + 4. X. 1841 in Holzminden), war Herzoglicher Postbeamter, zuerst in Braunschweig, zuletzt Postrat in Holzminden, wo er Charlotte Schottelius, die Tochter des Postmeisters Christoph Maximilian Schottelius (geb. 1714, + 3. XII. 1807) und dessen Frau Henriette, geb. Schottelius, (geb. 1742, + 5. X. 1806) heiratete. Frau Charlotte Raabe, geb. 1771, starb am 26. VI. 1825 in Holzminden.

Auch bei Wilhelm Raabe scheint sich die weitverbreitete Annahme zu bestätigen, daß die „Lust am Fabulieren" von der mütterlichen Seite sich vererbt. Denn Frau Charlotte Raabe, des Dichters Großmutter, stammte von dem bekannten Sprachforscher und Dichter Justus Georg Schottelius (geb. 23. VI. 1612 in Einbeck) ab*). Jedenfalls

*) Justus Schottelius, 1634 Dr. jur., wurde Erzieher der Kinder des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig; dann 1642 Hofgerichtsassessor und 1645 Konsistorialrat in Braunschweig, von 1646 lebte er in Wolfenbüttel als Rat der Fürstlich Dannenbergischen Geschäfte,

war auch Wilhelm Raabes Vater Gustav Karl Maximilian (geb. 14. V. 1800 in Braunschweig, + 31. I. 1845 in Stadtoldendorf) ein literarisch vielseitig gebildeter Mann, der eine reiche Bibliothek besaß, in der neben den Klassikern auch die Dichter wie Bürger, Claudius, Jean Paul und andere mehr vertreten waren. Auch Reisebeschreibungen, Volksmärchen, philosophische Schriften (u. a. Jacob Böhmes „Aurora") waren vorhanden. (Das Nähere wolle man in Herm. Anders Krügers Aufsatz „Raabes Jugendzeit" im Eckart, V. Jahrg., Heft 6 nachlesen).

Gustav Raabe, der Vater des Dichters, ergriff die juristische Laufbahn. Er absolvierte das Gymnasium in Holzminden, studierte in Göttingen und fand seine erste Anstellung als Aktuar am Kreisamt zu Eschershausen. Dort vermählte er sich 1829 mit Auguste Johanne Friederike Jeep, der am 10. Mai 1807 geborenen Tochter des verstorbenen Stadtkämmerers Jeep und dessen Frau Karoline Sabine Seidensticker (geb. 1777, + 16. VII. 1844 in Stadtoldendorf). Des Dichters Mutter starb 1874 in Wolfenbüttel.

In Eschershausen wurde Wilhelm Karl Raabe am 8. IX. 1831 geboren; sein Taufschein im Kirchenbuche daselbst lautet:

„Im Jahre eintausendachthunderteinunddreißig, am sechsundzwanzigsten September wurde hieselbst getauft

Wilhelm Karl Raabe

(geboren am 8. September 1831, abends 6 Uhr)

Sohn des Kreisamts-Aktuars Gustav Karl Max Raabe und der Ehefrau desselben Auguste Johanna Friederike geb. Jeep (31 Jahr alt) zu Eschershausen.

Taufzeugen:

Subkonrektor Just Wilhelm Jeep zu Holzminden.
Postschreiber Karl Raabe zu Braunschweig.
Jungfer Minna Leisten zu Wolfenbüttel."

Dazu ist zu bemerken, daß sich die Altersangabe von 31 Jahren nicht auf die Mutter, sondern den Vater beziehen soll. Subkonrektor Just Wilhelm Jeep, der später gemeinsam mit seinem Bruder Christian Jeep am Gymnasium zu Wolfenbüttel wirkte (der letztere war auch noch mein Lehrer), war der Bruder der Mutter; der Postschreiber Karl Raabe, der Bruder des Vaters; mit der Familie Leiste in Wolfenbüttel trat

---

+ 25. X. 1676 als Hofkonsistorialrat und Kammerrat in Wolfenbüttel. Er war in den damaligen literarischen Gesellschaften Mitglied, 1633 als der „Suchende" in der „fruchtbringenden Gesellschaft", 1646 als „Fontano" — im Blumenorden. — 1641 erschien von ihm „Deutsche Sprachkunst"; 1643 „Der deutschen Sprache Einleitung"; 1645 „Deutsche Vers- oder Reimkunst"; 1647 „Fruchtbringender Lustgarten" (Dichtungen); 1671 „Von unterschiedlichem Recht in Deutschland." Als sein Hauptwerk gilt die 1636 erschienene „Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache." —

der Dichter später in enge verwandtschaftliche Beziehung, da er die Tochter des Obergerichtsadvokaten Christoph Ludwig Leiste in Wolfenbüttel heiratete.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Lebensgeschichte des Dichters in ihren Einzelheiten zu verfolgen; sie ist ja auch bekannt genug. Es sei nur angeführt, daß des Dichters Vater schon wenige Wochen nach der Geburt des Dichters als Assessor an das Kreisamt in Holzminden versetzt wurde, wo er bis 1842 blieb. Alsdann kam er als Justizamtmann nach Stadtoldendorf, wo er bereits am 31. Januar 1845 starb. Zu Ostern desselben Jahres siedelte die Witwe Raabe nach Wolfenbüttel über.

In Holzminden besuchte Wilhelm Raabe die Bürgerschule und das Symnasium bis Quarta, in Stadtoldendorf die „Rektorklasse" der Stadtschule; erst in Wolfenbüttel konnte er das Symnasium wieder besuchen.

In seinem Geburtsort Eschershausen hat Wilhelm Raabe daher nur kurze Zeit und zwar als unmündiges Kind, geweilt, so daß er irgend eine Erinnerung an ihn nicht aufbewahrt haben könnte, wenn er nicht in späteren Jahren öfter auf Besuch in Eschershausen gewesen wäre. Der Dichter hat dies selbst in einem Briefe an den Lehrer Karl Hage, dem das Verdienst gebührt, das Geburtshaus Wilhelm Raabes festgestellt zu haben, bestätigt, indem er schreibt, daß er von Stadtoldendorf aus mit seinen Eltern die befreundete Familie von Rosenstern in Eschershausen besucht habe. Auch des alten Medizinalrats Dr. Eike, der seinen Eltern gegenüber gewohnt habe, erinnerte er sich.

Die Familien von Rosenstern und des Medizinalrats Dr. Eike gehörten auch zu dem Umgangskreis meiner Eltern. Ich selbst habe den Herrn von Rosenstern und den alten Medizinalrat Eike noch sehr gut gekannt, da mein Großvater und mein Vater mit Herrn von Rosenstern ein L'hombre-Kränzchen hatten; das Grundstück des Dr. Eike grenzte an meinen elterlichen Garten.

Carl Friedrich Conrad von Rosenstern war am 30. Mai 1803 als Sohn des Oberamtmanns August von Rosenstern auf Wickensen geboren. Seine Mutter war Louise v. Campe aus Deensen bei Stadtoldendorf. Wickensen, eine herzogliche Domäne nahe bei Eschershausen, pachtete im Jahre 1828 mein Großvater mütterlicherseits Ferdinand Lüntzel.

v. Rosenstern wurde Bürgermeister, dann Postmeister in Eschershausen; zugleich versah er Notariatsgeschäfte. Er starb am 27. 2. 1872, er hinterließ nur zwei Töchter.

Eine für uns Kinder bemerkenswertere Persönlichkeit war der alte Dr. Ferdinand Eike, der am 4. August 1862 als dreiundneunzigjähriger Greis an Altersschwäche starb, und zwar in einem Lehnsessel, den Friedrich Schiller früher benutzt haben sollte. Dr. Eike (geb. 22. Oktober 1769 in Sandersheim) hatte nämlich von 1790 ab in Jena Medizin studiert, wo er als Klinikgehülfe des Hofrats Starke, welcher Arzt Schillers

war, funktionierte. Im Juni 1791 begleitete er als medizinischer Beistand den kranken Schiller nach Karlsbad (vgl. Westermanns Monatshefte Nr. 40, Januar 1860, Seite 447. Ein Beitrag zu Schillers Biographie von A. Slaser). Nach Schillers Tode sollte Eike den Lehnstuhl erhalten haben.

Von dem alten Dr. Eike wurden manche charakteristischen Geschichten erzählt. Er war ein großer starker Mann und so abgehärtet, daß er nie in seinem Leben einen Überzieher oder auch nur einen Shwal getragen haben soll. Er war dreimal verheiratet; zuletzt, im Jahre 1840, heiratete er als siebzigjähriger Mann die sechsundzwanzigjährige Johanna Wilhelmine Rosine Henseling; aus dieser Ehe gingen noch zwei Söhne hervor, der jüngste wurde im Jahr 1849 geboren.

Da Stadtoldendorf und Eschershausen kaum eine Stunde voneinander entfernt liegen — ein schöner Weg durch den Wald verband beide Städtchen — und die Umgegend — die Homburg, der Eberstein, Kloster Amelungsborn — fast die gleiche ist, so ist es erklärlich, daß sich die Kindheitserinnerungen des Dichters um beide Städte ranken und vielfach ineinander verfließen. Wir werden das namentlich in seinem letzten Werk „Altershausen" bemerken können.

Der Dichter hat — außer in seinen auf historischem Hintergrund spielenden Romanen — die Stätten seiner Kindheit und Jugend nur selten mit Namen genannt; aber in seinen Beschreibungen, in seinen gelegentlichen Andeutungen erkennt sie wenigstens der, welcher gleich ihm seine Jugend an diesen Stätten verlebt, sofort wieder.

Beginnen wir mit seinem Geburtsort Eschershausen! Da heißt es im Anfang von „Alte Nester":

„Mein erstes Aufblicken in dieser Welt fällt in die Zeit der Gründung des deutschen Zollvereins ..... Da war nun so ein Staatlein (auf die Landkarte bitte ich dabei nicht zu sehen), das diesem „preußischen Verein" beigetreten war, aber seine Planetenstelle nicht verändern konnte, sondern liegen bleiben mußte, wo es lag; nämlich ganz und gar umgeben von einem andern Staat, der nicht „beigetreten" war, und das junge Reichsvolk von heute hat gottlob keine Ideen davon, was das seinerzeit bedeutete, obgleich es eigentlich noch garnicht solange her ist. Zog der eine deutsche Bruder seinen Grenzkordon, so zog ihn der andere ebenfalls." —

Mit diesen Worten ist die Lage des Herzogtums Braunschweig treffend geschildert, das kleine Herzogtum war nämlich dem Zollverein beigetreten, das stammverwandte Königreich Hannover, das das Gebiet des Herzogtums fast ganz umgab, jedoch nicht, und so gab es stets Reibereien zwischen den Schmugglern und den Zollbeamten an den Grenzen beider Staaten. Noch in meiner Kindheit wurde von diesen Reibereien viel erzählt, obgleich die Zollgrenzen damals nicht mehr bestanden. Namentlich der Salzschmuggel, bei dem der „reitende Steuerkontrolleur Hermann Langreuter" erschossen wurde, war sehr im Schwange, denn das Salz war damals Staatsmonopol und in

Eschershausen befand sich eine staatliche Salzniederlage, deren Vorstand zu meiner Zeit — und wahrscheinlich auch schon zur Zeit der Jugend Wilhelm Raabes — ein Herr Runge war. Eschershausen war für den Grenzschmuggel besonders geeignet, da die Hannover-Braunschweigische Grenze auf der Höhe des dichtbewaldeten Bergzuges des Iths hinlief und die Schluchten und Täler, die Wälder und Felsen des Iths und des Hilses gute Schleichwege und Verstecke für die Schmuggler boten.

Der Dichter nennt in seinem Roman den Namen seines Geburtsortes nicht, aber deutlich ist es aus der Beschreibung desselben zu erkennen, daß ihm Eschershausen dabei vorgeschwebt hat. Auch die Schilderung der Wohnung des „reitenden Steuerkontrolleurs" in dem alten Bauernhause paßt ganz zu diesem Bilde — ein echtes, altes, niedersächsisches Bauernhaus mit „einer einzigen großmächtigen, schwarzen Scheunenflur, einer Rauchwolke unter der Decke und zwei Reihen Kuhkrippen nebst den dazu gehörigen heraäugigen, hauptschüttelnden, kettenrasselnden gekrönten Herrschaften."

Solcher Gestalt waren damals die meisten Häuser des kleinen Ackerbau treibenden Städtchens.

Freilich, das Wohnhaus der Eltern Wilhelm Raabes hat dem Dichter hierbei nicht als Vorbild gedient. Das war schon ein „modernes" Haus, das im Jahre 1828 von dem Schneidermeister Fr. Wunderlich erbaut worden war, wie noch die über der Haustür eingeschnitzten Buchstaben bezw. Zahlen F. W. 1828 erkennen lassen. Später bewohnte das Haus der Amtsvogt Langenheim, und zu meiner Zeit war es Eigentum des Bürgermeisters Rustenbach, mit dessen Sohn, dem verstorbenen Landgerichtsrat Robert Rustenbach, mich enge Jugendfreundschaft verband. Ich bin daher viel in diesem Hause gewesen, zu dessen Tür eine hohe steinerne Treppe hinaufführte und hinter dem ein bedeutend höherer Garten lag, der sich den Berg hinaufzog, so daß man von ihm leicht den Wald erreichen konnte*).

Diesem Hause gegenüber lag die Besitzung des Medizinalrats Dr. Ferdinand Eike, die augenscheinlich früher bäuerlicher Besitz gewesen war, denn das Haus zeigte in seinem Grundriß noch den Charakter des niedersächsischen Bauernhauses; auch war ein ziemlich geräumiger Hof mit Stallungen und Scheunen vorhanden und rechts und links große Gärten. Zur rechten Hand dieser Eikeschen Besitzung lagen, wie schon bemerkt, mein elterliches Haus mit Garten.

Welche Bilder, welche Erinnerungen steigen da empor, beim Versenken in die Welt der Raabeschen Dichtungen! Ich sehe die alten Häuser unserer Geburtsstadt wieder, mit ihren breiten Toren und den dunklen Dielen; ich sehe die Obstgärten wieder, in denen wir des Nachbars Pflaumen mausten; ich sehe die Buchenwälder des Iths wieder mit seinen zerklüfteten Felspartien des „Roten Steins" und der dielmisser

*) Auch nach Mitteilungen des Lehrers Karl Hage zu Eschershausen.

Eschershausen

Klippen, ich sehe die hohe von Alter gebückte Gestalt des Dr. Ferdinand Eike in seinem Schillerschen Lehnstuhl sitzen, ich sehe den alten „Waterlooer" den Schäfer Hansmann, dem die Ziegen immer seinen Tabak auffraßen, den Schuster Brandt, der uns Kindern von der Braunschweiger Messe die kleinen gelben, mit Zuckerwerk gefüllten Schachteln mitbrachte — den alten Kantor Telgmann, mit seiner großen Hornbrille auf der Eulennase und in seinem langschössigen Salz- und Pfefferrock — den Korbflechter Flentge mit seinen vier wilden Rangen, die doch unsere liebsten Spielgefährten waren — sind es nicht Raabesche Gestalten, die da aus dem Nebel längst vergangener Zeiten auftauchen und mir lächelnd zuzuwinken scheinen?

Doch genug der eigenen Erinnerungen! Kehren wir zu des Dichters Werken zurück. Steigt da nicht der Ith vor meinem träumenden Auge auf, wenn ich weiter lese:

„Wir fuhren jetzt im Walde, und es gab nichts Schöneres als ihn an diesem Morgen. Die Buchen streckten ihre Zweige zu einem grünen Dache über uns hin. Wasserläufe rieselten hervor und begleiteten uns stellenweise. Dann und wann sah man hinein in ein Tal, und dann wieder trat der rote Sandstein bis dicht an den Weg hinan und die Grillen schrillten in dem Spalte des heißen Gesteins und nie in ihrem glücklichen Dasein und Weitereilen gestörte Blumen — gelb und blau — sahen uns vorüberfahren."

Wie oft bin auch ich mit meinem Vater diese sonnige Waldchaussee über den Ith gefahren auf ärztlichen Besuchen in den stillen Walddörfern!

Und weiter:

„Es ist ein sehr angenehmes Waldgebirge, durch welches damals die Grenze gegen den Nachbarstaat, der das deutsche Salz in anderer Weise als wir besteuerte, sich zog. Eine Grenze ist dort auch heute noch vorhanden, aber jener Staat nicht mehr; doch davon ist jetzt nicht die Rede, sondern von der Gegend — der Landschaft überhaupt. Forsten und Steinbrüche überwiegen; das Ackerland läßt manches zu wünschen übrig; doch es ist in den Händen der Bauern und Kleinbürger, und das ist immer viel wert. Nur einige große Landesdomänen bilden zusammenhängendere Komplexe, und zwei oder drei Rittergüter mit alten Geschlechtern darauf haben gleichfalls ihr größer Teil von altem Erbe Adams festgehalten. Schloß Werden hatte in dieser Hinsicht den weitesten Besitz aufzuweisen . . . ."

Die Gegend des Iths ist naturgetreu geschildert, Schloß Werden wird man dagegen vergebens suchen, es ist ein Fantasiegebild des Dichters, wie er es zu seinen Zwecken benötigte. Freilich, das alte Geschlecht derer von Eberstein war vor langen Zeiträumen angesessen und reich begütert in diesen Landen. Ihr Burgsitz lag auf hoher Kuppe in den Weserbergen; noch jetzt sind spärliche Trümmer dieser Burg vorhanden und mancherlei Sagen knüpfen sich an den alten Eberstein.

Man könnte bei Schloß Werden an Lauenstein denken, wo einst eine Burg auf verein-

zeltem niedrigen Kegel gestanden. Sie war am Anfang des 16. Jahrhunderts der Zankapfel zwischen dem Bischof von Hildesheim und den Braunschweiger Herzögen und rief jenen unseligen länderverheerenden Streit, bekannt unter dem Namen der Hildesheimischen-Stiftsfehde, hervor. Doch schon seit Jahrhunderten ist sie zerfallen; nur kümmerliche Reste von ihr sind geblieben*).

Der Weg, den die Kinder durch den Wald, über sonnige Wiesen der Weser zu nehmen, spricht nicht gegen diese Annahmen. Nach stundenlanger Wanderung gelangen sie nach Bodenwerder; dort endigt die Gebirgskette des Iths, dort mündet das Flüßchen, die Lenne, einen tiefen Einschnitt bildend, in die Weser. Am linken Ufer der Lenne fällt der Bergzug des Voglers steil gegen die Weser ab; auf der höchsten Kuppe ward zum Andenken an einen Besuch des Königs Georg von Hannover ein Turm, die Königszinne, errichtet, von dessen Spitze man eine prächtige Fernsicht über das Wesertal genießt**).

Bodenwerder — Bodonis insula — ist bekannt geworden als Stammsitz des „berühmten" fantasievollen Münchhausen, der auch von Raabe mehrere Male erwähnt wird, so in dem Roman „Das Odfeld", welcher im übrigen ein getreues Bild der Umgegend von Eschershausen und Stadtoldendorf bietet. Wie der Dichter in seinem Roman „Alte Nester" ein Bild seiner Heimat entwirft, wie sie in seiner Kindheit beschaffen war, so gibt er uns in seinem letzten, nachgelassenen Werk „Altershausen" eine Schilderung, was aus ihr in den letzten sechzig Jahren geworden ist. Freilich, Namen nennt er auch hier wieder nicht, wenn man nicht neben der Symbolik hinter „Altershausen" eine Reminiszenz an „Eschershausen" finden will. Daß ihm sein Geburtsstädtchen vorgeschwebt hat, ist für den, welcher dieses „alte Nest" kennt, aber ganz unzweifelhaft.

Wie der Dichter den Weg von dem Bahnhof, an dem Bahnhofshotel, an den modernen Bauten vorüber, nach dem alten Städtchen beschreibt (Seite 76 u. 77), bis zu „dem leise hinsickernden Bach, der doch zur Rechten der Brücke den drei-

---

*) Vielleicht hat dem Dichter auch das alte Adelsschloß Bisperode bei Halle a. d. Weser vorgeschwebt, das Ende des 17. Jahrhunderts umgebaut einem traurigen Schicksal verfiel, indem es unfertig stehen blieb. Von 1665 bis 1875 gehörte es der katholischen westfälischen Adelsfamilie Wolff-Metternich, dessen Mitglieder ja in Wien den Fürstenstand erreichten. Dann kaufte die Besitzung ein Herr Buresch aus Hannover. Wer der jetzige Besitzer ist, ist mir nicht bekannt.

**) Der gegenüberliegende Berg heißt der „Eck-Berg". Man will jetzt auf ihm einen „Bismarck-Turm" errichten. Seltsames Zusammentreffen: Auf der einen Seite des Tales die Erinnerung an den König Georg von Hannover, auf der anderen Seite der Bismarckturm! In der Nähe, bei dem Dorf Rühle befindet sich auch ein Denkmal des Herzogs Wilhelm von Braunschweig.

eckigen Teich bildete, bis zu den Resten der mittelalterlichen Stadtmauer das Wiesental entlang und den grauen Dächern drüber und dem stumpfen Turm der Stadtkirche — von den Wäldern und Berggipfeln im Halbkreis rundum gar nicht zu reden" — das ist so genau der Wirklichkeit abgesehen, daß ein Zweifel darüber, welches Bild dem Dichter vorgeschwebt hat, gar nicht aufkommen kann.

Es ist Eschershausen, das sich in seinem neuen Teile zu einer kleinen Fabrikstadt entwickelt hat, während der alte Teil fast ganz so geblieben ist, wie er vor fünfzig und sechzig Jahren war. Der „leise hinsickernde Bach" ist die Lenne, die die Neustadt von der Altstadt trennt. Die Brücke bestand schon vor einem halben Jahrhundert und ebenso zur Rechten derselben der „dreieckige Teich", in dem wir Jungens die Pferde unserer Väter in die „Schwemme" ritten. Hier zieht sich die „Worth" entlang, zu unserer Jugendzeit ein armseliges Säßchen, das nicht in dem besten Rufe stand. Schief und krumm standen die kleinen Häuschen aus Fachwerk errichtet auf einer Mauer, welche die „Lenne" einengte. Wenn im Frühling die schmelzenden Schneemassen aus den Bergen das Bett des Flüßchens füllten, dann gab es hier stets große Wassersnot und oftmals standen die Keller der Häuser dieses Stadtteils unter Wasser.

Der „stumpfe Turm der Stadtkirche" ragt noch heute über den Häusern des Städtleins empor und die Wälder des Iths, die Berggipfel der Homburg und des Voglers schauen auch heute noch wie vor einem halben Jahrhundert auf die alten und neuen Häuser des Ortes nieder.

Nur der „Ratskeller", der neben dem Amtsgerichtsgebäude in der Mitte der Stadt lag, ist verschwunden. Zu meiner Zeit war der Keller noch in vollem Betrieb. Der langjährige Ratskellerwirt hieß Huck, der letzte Wirt Bertram, dann kaufte das Haus der jüdische Kaufmann Susdorf und legte ein Manufakturgeschäft darin an. Im Jahr 1880 machte er Bankrott. Nun kaufte die Stadt den schon recht baufälligen Ratskeller an, riß ihn ab, trat einen Teil des Platzes an das benachbarte Amtsgericht ab und schuf auf dem übrigen Raum einen hübschen Schmuckplatz. Die Wirtshausgerechtsame des Ratskellers kaufte der Gastwirt August Schüßler.

Vielleicht stand Raabe der alte Ratskeller von Eschershausen noch vor Augen, vielleicht dachte er aber auch an den Ratskeller in Stadtoldendorf, wie sich denn überhaupt in weiterem Verlauf des Buches die Bilder von Eschershausen und Stadtoldendorf, dieser eigentlichen Jugendheimat des Dichters, miteinander vermengen. Der Ratskeller, „der Markt von Altershausen, der eigentlich nur eine breitere Straße war" — „der Torbogen mit dem letzten Turm der alten Stadtummauerung" — das alles paßt mehr auf Stadtoldendorf, das früher eine Stadtbefestigung besaß, als auf Eschershausen, das stets nur ein kleines, offenes Landstädtchen gewesen ist.

Ob aber in dem Saftzimmer des Rathauses von Stadtoldendorf auch das „Bild des nun längst höchstseligen Landesvaters, der seines seligen Vaters Anstellungs-

patente zu unterschreiben hatte", hing oder noch hängt? Wir wissen es nicht, aber das Bild, diese „Lithographie dieses jungen militärischen Herrn mit dem Federhut im Arm", das nunmehr „als eine patriotische Rarität gesucht und über ihren Wert bezahlt wird" — wir kennen es ganz genau, es hängt auch in unserer Arbeitsstube. Es ist das Jugendbild des regierenden Herzogs Wilhelm von Braunschweig, in der Uniform seines Garderegiment mit dem Ordensstern auf der Brust, „nach der Natur gezeichnet" von dem bekannten Berliner Bildnis- und Parademaler Franz Krüger (1797—1867) und lithographiert von Werner.

Auch die Erinnerung an den Schulbesuch in Altershausen knüpft an des Dichters Schulzeit in Stadtoldendorf an. „Ich bin hier auch in die Schule gegangen," sagt der Geheimrat Dr. Feyerabend (Seite 138), „Beim Rektor Schuster, wenn Sie von dem vielleicht noch gehört haben" . . . .

In Eschershausen hat Raabe die Schule nicht besucht, wohl aber in Stadtoldendorf, wo er in der „Rektorklasse" der dortigen Stadtschule saß. In dieser Klasse wurden vom Rektor selbst die größeren Knaben unterrichtet, während der Kantor die größeren Mädchen, der Opfermann aber die Kleinen beider Geschlechter unterrichtete (vgl. Herm. Anders Krüger, Raabes Jugendzeit in Eckart, Heft 6, V. Jahrg.).

Eine ähnliche Einrichtung der Volksschule bestand übrigens auch in Eschershausen, wie ich aus eigener Erinnerung weiß.

Rektor Pape, so hieß der gestrenge Schulmonarch zu Raabes Jugendzeit in Stadtoldendorf, er soll sehr streng auf peinliche Reinlichkeit gehalten haben. Daher denn vielleicht die Reminiszenz des Dichters an den Vorfall in der Schule, als Ludchen Bock triumphierend verkündet: „Herr Rektor, Feyerabend ist unrein!" — Daß dem Herrn Geheimrat Feyerabend diese Erinnerung gerade kommt, als ihm ein neuer Orden verliehen wird und der Kultusminister seine Rede auf den berühmten Mitbürger hält, das ist — nun, das ist der Humor davon!

In Eschershausen wird übrigens das Andenken Raabes in pietätvollen Ehren gehalten. Die Straße, in der sein Geburtshaus steht, hat man „Raabe-Straße" genannt, und auf dem „Großen Sohle", der höchsten Erhebung des Hilses, hat man einen Raabe-Denkstein mit dem Reliefbildnis des Dichters von Prof. Müller-Charlottenburg errichtet. Einen schönern Platz konnte man für ein Denkmal Wilhelm Raabes nicht finden! In die heilige Stille — des deutschen Waldes, auf dem Gipfel des deutschen Berges, der „den Göttern heilig", — dorthin gehört das Denkmal des Dichters der „Alten Nester", des „Odfeld" und noch so manch andern Werkes, in dem er seiner Jugendheimat gedenkt.

Durch Eschershausen läuft die große Heerstraße, welche früher den Verkehr zwischen Rhein, Weser und Elbe vermittelte, den ihr jetzt die Eisenbahnen abgenommen haben.

In meiner Jugend verkehrte auf dieser Strecke noch die Post zwischen Holzminden

und Kreiensen, wo sie auf die Eisenbahn, welche nach Braunschweig und nach Hannover führt, stieß. Auch schwer bepackte Frachtwagen rollten auf dieser großen Verkehrsader des Weserlandes hin und wieder. Als Etappenstraße wurde sie häufig durch Truppendurchzüge belebt, deshalb befand sich in Eschershausen das Kommando einer Etappenstation, bestehend aus einem Hauptmann und einem Feldwebel — das ist alles jetzt ganz anders geworden. Das kleine stille Landstädtchen entwickelt sich zu einem betriebsamen Industrieort, aber die große Heerstraße ist stiller und öder geworden, sie dient nur noch dem lokalen Verkehr.

An dem dichten Gehölz des Katthagens — Raabe nennt ihn öfter „Quadthagen = Böser Hagen — vorüber, das Odfeld hinauf, zieht sich die große Straße, läßt das alte Kloster, die jetzige herzogliche Domäne Amelungsborn, links liegen, übersteigt den steilen „Kratzeberg", durchläuft Negenborn und Bevern, um dann über Holzminden, Schloß Fürstenberg und Höxter weiter in das Westfälische zu ziehen.

Kurz vor Amelungsborn zweigt sich die Straße nach dem alten Städtchen Stadtoldendorf ab, in dem Wilhelm Raabe einen Teil seiner Jugend verlebte. Das Städtchen blickt auf ein hohes Alter zurück. Schon 1186 „Aldendorpe" genannt, wird der Ort bereits 1281 als civitas oder oppidum bezeichnet. Er verdankt seine Entstehung wohl den Edelherren von Homburg, deren Haupt- und Stammsitz auf dem Berge über der Stadt sich noch heute durch stattliche Mauertrümmer kenntlich macht. Stadtoldendorf war durch Mauer und Tortürme befestigt, von welchen Befestigungen noch bis vor kurzem einige Trümmer vorhanden waren.

Wilhelm Raabe gedenkt dieser seiner zweiten Heimatstadt öfter in seinen Werken; so vor allem in der prächtigen, tiefergreifenden Novelle „Der Junker von Denow," in der er die Anneke May aus Stadtoldendorf erzählen läßt:

„In meiner Heimat ist es gar schön. Da sind die Berge und die Wiesen so grün, da schaut die alte Burg, sie heißen sie die Homburg, herab auf das Städtel. Da sind die hohen weißen Felsen, ganz weiß, weiß — da wohnen die klugen Zwerge in tiefen runden Löchern. Das ist wahr, ganz gewiß wahr! Es ist auch schaurig da, manchmal rührt sich der Boden, und der Wald sinkt ein in die Erde, tief, tief — und ein Wässerlein springt dann unten in dem Grund auf; das Wasser trinken die Leut' nicht gern. Aber mitten in den Bergen, da ist ein kühler Born, der Wellborn geheißen, aus dem kommt das Wasser durch Röhren in die Stadt, und die Brunnen rauschen und plätschern immerzu. Und vor dem Burgtor ist ein kleines Haus, dicht an der Stadtmauer, da sitzt meine alte Muhme, die Alheit — und ihre Katz' sitzt neben ihr . . . . ."

Und dann singt die Anneke aus Stadtoldendorf mit leiser Stimme das alte braunschweigische Soldatenlied:

„Musikanten zum Spielen,
Schöne Mädchen zum Lieben:

So lasset uns fahren
Mit Ross' und mit Wagen,
In unser Quartier!
In unser Quartier!"

Der Dichter hat das alte Lied für seine Zwecke zurecht gestutzt und zwei Verse in einen zusammengezogen. Der eine Vers, aus dem die ersten beiden Reime genommen sind, lautet:

„Unser Herzog hat uns wohl bedacht,
Bier und Branntewein uns mitgebracht.
Musikanten zum Spielen,
Schöne Mädchen zum Lieben,
Nach unserm Pläsier —
Lustige Braunschweiger sein wir."

Der andere Vers, dem die folgenden Reime entnommen sind, lautet:

„Und hat sich das Trömmelein
Schon dreimal gerühret,
Ei, so laßt uns denn fahren
Mit Ross' und mit Wagen
Da draußen vor die Stadt,
Was der Feind wider uns hat."

Es gibt noch mehr Verse dieses alten Soldatenliedes, das noch heute in Braunschweig und Hannover viel gesungen wird.

Und der Wellborn — erinnert er nicht an den „Maienborn" von dem es in „Altershausen" (Seite 152) heißt: „In den Fels der Berglehne war da das Brunnenhaus gegraben und gehauen und durch eine schwere Tür verschlossen; draußen hörte man das schöne Wasser nur rauschen in der Tiefe. In Röhren lief es talwärts, und wie stark es auch dem Erdenschoß entsprudelte, im heißen Sommer redete man doch in Altershausen von ihm wie vom Eulenspiegel, der ja auch dann und wann ausbleiben konnte „wie das Röhrwasser." —

Von den „Zwergen in den tiefen runden Löchern" aber erzählt man sich in Stadtoldendorf noch heute die wunderbarsten Geschichten. Sie wohnen in der „hohlen Burg", die einen Vorsprung des Berges bildet, auf dem die Burg der alten Bannerherren von der Homburg sich erhob. Dort, wo im Westen der Abhang jäh abfällt, befinden sich auch die weißen Felsen, von denen Anneke May spricht, und eine Anzahl runder und viereckiger Höhlen, welche mit Heidekraut, Moos und Sträucherwerk umwachsen sind. Das ist die Zwergenburg, in der die klugen Zwerge wohnen, wie eine Hünenburg neben dem alten wüsten Schlosse, dem Eberstein, liegt. Nach dem Eberstein und der Homburg hatten die klugen Zwerge unterirdische Gänge gegraben. Viele Bewohner

Stadtoldendorfs und der Umgegend haben die Zwerge gesehen, wurden von ihnen nach ihren Wohnungen geführt, bewirtet und reich beschenkt und wieder entlassen. Nur durfte man sie nicht schmähen, sonst ging es einem wie dem stolzen Grafen, der von den wachthaltenden Löwen der Zwergenburg zerrissen wurde.

Auch in „Odfeld" (Seite 217) erzählt der Dichter von der hohlen Burg unter der Homburg und der Knecht Heinrich Schelze hat selbst einen der Zwerge gesehen. „Er saß bei seinem Loch," so berichtet Heinrich „und ließ die Beine baumeln. Wie ein dreijährig Kind mit einem alten, alten Kopf und langem rotgriesen Bart und einer Kappe halb über die Augen. Und es war wohl mein Glück, daß er um die Zeit auch halb im Schlaf war und saß und mit dem Kopfe nickte. Ich hatte meine Barte bei mir, aber Gott der Herr hat mich davor bewahrt, daß ich sie nach dem Spuk warf. Als ich wieder hinsah, ist er weg gewesen."

Und was den schwankenden Erdboden anbetrifft, der einsinkt und den Wald mit in die Tiefe zieht, so bin ich selbst einmal in meiner Jugend, als ich durch den Wald von Stadtoldendorf nach Eschershausen wanderte, Zeuge davon gewesen, wie ein Gespann mit zwei Pferden auf eine solche Stelle geriet und immer tiefer einsank, so daß die Pferde mit Hebebäumen aus dem sumpfigen Boden gehoben werden mußten.

Unweit Stadtoldendorfs auf dem höchsten Punkt des Odfelds liegt das alte Cistercienser Kloster Amelungsborn, jetzt herzogliche Domäne. Aber noch steht das Kirchlein, das von alten Zeiten erzählt, noch wird der Blutfleck gezeigt an jener Stelle vor dem Altar, wo der letzte Homburger, Heinrich mit Namen, der Blutrache Ottos von Eberstein zum Opfer fiel. Auf dem Auersberge erhebt es sich am Ende des lieblichen romantischen Hooptales, mit der Aussicht auf die Homburg und den Eberstein, die Berge des Sollings, des Iths und des tannenfinstern Hilses. Siegfried von Homburg soll das Kloster zum Andenken an seinen 1123 auf gewaltsame Weise ums Leben gekommenen Vater gegründet und ihm den Namen nach einem frommen Einsiedler des Hooptales: Amelung, der neben seiner Einsiedelei einen Brunnen gegraben, gegeben haben.

Dem pensionierten Magister der alten Klosterschule zu Amelungsborn Noah Buchius ist auch der Vorfahr dieses Einsiedlers, der alte germanische Heidenpriester erschienen, wie der Magister selbst erzählt (Odfeld S. 220).

„Ihr kennt alle auf dem Küchenbrinke unser uraltes Klostergebäude, so heute der Stein genannt wird," erzählt der Magister. „Es stehet über den alten Sundern, an dessen Ende gen Westen sich noch Rudera einer Kapelle finden, so die Klus von uns genannt wird. Da hab ich ihn gesehen um eilf Uhr gegen Mittage, gerade als die Klosterglocke schlug, am zwölften Juli des Jahres Siebenzehnhundertsiebenundvierzig."

Und auf die atemlose Frage der anderen, wen er dort gesehen, fährt der Magister fort: „Den ersten ureigenen Herrn und Eigentümer der heiligen Stätte vor unserm Einsiedler, den Waldbruder Amelung! Er saß mit einem blutigen Messer auf den

Ruderibus der Klus, mit langem, greisem Bart und einem Eichenkranz, doch das Haupt gesenket wie in tiefsten Sedanken. Er kümmerte sich nicht um mich. Er sah nicht nach mir. Woher ich es wußte, weiß ich nicht; aber ich wußte es, er war den Küchenbrink herabgekommen vom Steine; er war herausgekommen aus der Pforte nach Mitternacht, wo man heute noch das Agnus Dei mit der Fahne eingehauen sieht, von dem Orte, wo sein Stein gestanden hat, sein Altar und Opferstein, allwo man die Römer und die Soldaten Caroli Magni abgeschlachtet hat, ehe und bevor Graf Siegfried von der Bomeneburg, was wir heute die Homburg heißen, unser Kloster anlegte und es mit dem Hadfeld, dem Heidenfelde dotierte . . . ."

Und als der tolle Thedel Münchhausen von seinen Abenteuern mit den Bauern von Hohlenberg, einem Dorfe nahe bei Amelungsborn, berichtet, denen er als „Butzemann" erschienen ist, da erzählt der gelehrte Magister von dem Odfelde, dem Campus Odini, dem geheiligten Hain, dem Fanum Odini, in dem die Gottheit unserer Ahnen gegenwärtig war und den die geistlichen Priester „zur Abschreckung" den „Butzberg", d. i. den bösen Berg, genannt haben, während sie den Wotan, den Gott unserer Vorfahren zum gespenstischen „Butzemann" oder „Bussemann" gemacht, mit dem man „noch jetzo unschicklicher Weise die Kinder schrecket."

So tritt uns in dieser Unterhaltung der Flüchtlinge in der Dolomitenhöhle des Iths — des alten Idistavisus — die Geschichte des Odfeldes und des Klosters Amelungsborn in großen Zügen und doch umfassend entgegen von den sagenhaften Zeiten an, in denen der eichenkranzgeschmückte Priester Wotans oder Odins seinem Gotte blutige Menschenopfer brachte, von den Zeiten des frommen Einsiedlers Amelung auf der Klus und des edlen Siegfrieds von Homburg bis zu den Tagen, da man die alte Klosterschule nach der Weserstadt Holzminden verlegte und bis zu dem Tage der „Rabenschlacht", in der der tolle Junker Thedel von Münchhausen aus Bevern mit einem »Vivat Ferdinandus!« auf den Lippen den Heldentod fand.

Aber nicht nur in die Sage und Geschichte führt uns dieses wunderbare Buch vom „Odfeld" ein, sondern es läßt auch das Land, die Gegend, die Heimat des Dichters in solch plastischer Greifbarkeit vor unsern Augen entstehen, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, der Dichter habe in diesem Buche seiner Jugendheimat ein besonderes Denkmal setzen wollen. Dies scheint mir auch aus einem Briefe hervorzugehen, den mir der Dichter nach Erscheinen des Buches, dem ich eine Besprechung gewidmet hatte, schrieb und in dem es heißt:

„Es freut mich sehr, daß ich auch Ihrer Ansicht nach die richtige Farbe für die Schilderung unserer Heimatgegend getroffen habe. Fast noch mehr aber hat es mir zur Genugtuung gereicht, daß Sie herausgefühlt haben, daß der eigentliche „Held" des Buches das Odfeld selber und nicht der Magister Buchius, der Junker von Münchhausen oder der Herzog Ferdinand von Braunschweig usw. ist."

Aber nicht nur dem „Odfeld", der Jugendheimat des Dichters, wird in dem tiefsinnigen Werke ein Denkmal gesetzt, sondern auch dem „guten Herzog Ferdinand", dem mildherzigen Gutsherrn von Vechelde, dem „insolvent gestorbenen Sieger von Crefeld und Minden".

„Dem guten Herzog aber", so schreibt mir der Dichter, „habe ich seit langen Jahren eine Stelle in meiner Bildergallerie aufgehoben. Wenn es mir nun gelungen wäre, ihn durch meine Dichtung wenigstens einem kleinen Bruchteil des deutschen Volkes in ein helleres Licht zu rücken, so würde ich das mir freilich wohl als ein Verdienst zurechnen dürfen."

Gewiß, dieses Verdienst kommt dem Dichter in vollstem Maße zu, wie er denn überhaupt in diesem Werke den braunschweigischen Herzögen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. In dem späteren Werke „Hastenbeck" ist das nicht in gleichem Maße der Fall*).

Von Amelungsborn schweifen die Gedanken ganz naturgemäß nach der freundlich am Weserstrande liegenden Stadt Holzminden hinüber, denn nach hierher ward im Jahr 1760 die Klosterschule von Amelungsborn verlegt, die jetzt noch als Herzogliches Gymnasium blüht und gedeiht.

„In einem reizenden Tale der Weser und von der am Solling entspringenden Holzemme oder Holzminne durchflossen, liegt Holzminden, der Hauptort des braunschweigischen Kreises gleichen Namens", schreibt Wilhelm Görges in seinem „Braunschweig-Hannoverschen Volksbuch", um dann also fortzufahren:

„Dieser Kreis, der frühere Weserdistrikt, ist geschichtlich in hohem Grade merkwürdig. In dieser Gegend begannen, von der Weser bis zum Harze und dem Elme

*) Raabe gehörte seiner politischen Gesinnung nach keiner engumgrenzten Partei an. Er war ein deutscher Patriot im edelsten Sinne des Wortes, dabei ein guter Braunschweiger, ohne „Welfe" zu sein. Über die deutsche Kleinstaaterei hat er manches scharfe Wort geprägt, aber auch die Entwicklung des neudeutschen Reiches war nicht ganz nach seinem Geschmack. Gegen die jüngere Linie des Hauses Braunschweig, die in Hannover regierte, hatte er eine gewisse Antipathie, welche in den liberalen Kreisen Braunschweigs bis 1866 gang und gäbe war. Man fürchtete damals, von Hannover „übergeschluckt" zu werden, die albernsten Geschichten über die Absichten Hannovers wurden damals, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, kolportiert. Der älteren Linie des Hauses Braunschweig stand Raabe jedoch sehr sympathisch gegenüber. Als einmal im „Kleiderseller" nach dem Tode des Herzogs Wilhelm über diesen gespottet wurde, schlug Raabe mit der Hand auf den Tisch und rief ärgerlich: „Laßt den Herzog Wilhelm in Ruhe; er hat für das Land viel Gutes getan. Er war ein vortrefflicher Herr!" — Ich konnte ihm in dieser Meinung nur beistimmen, und auch der Spötter verstummte. — Man vergleiche auch die Äußerung Raabes über seine Stellung zu Hannover, welche Pastor W. Blumenberg in seinem Vortrag „Das Heimatliche in Wilh. Raabes Dichtungen" mitteilt. (Hannoverland Maiheft 1911. S. 103.)

sich ausdehnend, die Wohnsitze der Cherusker und hier am Ith ist der campus idistavisus zu suchen, auf welchem Hermann, der Befreier Deutschlands von römischer Knechtschaft, die Schlacht mit Germanicus kämpfte, in welcher sein eigener Bruder Flavius ihm gegenüber unter römischen Adlern gegen die alte Freiheit focht. Später bildete der Kreis teilweise die Saue Aringo, Sudingo, Tilithi, Auga, Wikanafelde, in welchem die mächtigen Dynasten von Nordheim, Dassel, Eberstein und Homburg begütert waren und die Klöster Corvey, Amelungsborn und Sandersheim beträchtliche Besitzungen hatten. Seine Entstehung verdankt Holzminden, in Urkunden zuerst Holtesmeni genannt, wahrscheinlich einer Burg, welche schon in sehr früher Zeit hart an der Weser lag. Bereits im Jahre 831 wird des Ortes gedacht."

Kampf und Streit umtobten die Stadt, die bis zu ihrer Zerstörung im dreißigjährigen Kriege (1640) durch die Kroaten des Kaiserlichen General-Feldwachtmeisters Saratetzky mit einer starken Pallisaden-Befestigung umgeben war, welche noch jetzt auf den alten Siegeln der Stadt zu sehen ist.

Auch Tilly und Pappenheim haben in den zwanziger Jahren des großen Krieges die Stadt heimgesucht und noch heute wird das alte Haus dicht am Weserstrande, dort wo früher die Fähre, jetzt die Brücke über den Fluß führt, gezeigt. Ich selbst habe während meiner Gymnasiastenzeit in Holzminden in dem alten Tillyhause mehrere Jahre gewohnt.

Den Untergang Holzmindens verursachten aber erst die Kroaten Saratetzkys im Jahr 1640, welche die Stadt erstürmten und vollständig verbrannten, so daß die Einwohner in den benachbarten Ortschaften Zuflucht suchen mußten.

Seitdem ist die Befestigung zerfallen und Holzminden eine offene Stadt geblieben.

Auch in dem siebenjährigen Kriege hatte Holzminden viel zu leiden.

Nach all diesen Schicksalen Holzmindens und des Weserstroms, der die Legionen Germanicus, die Heere Caroli Magni, die Soldateska Tillys und Piccolominis gesehen und die Regimenter des Prinzen Soubise und des Marschalls Broglie, ist es einigermaßen seltsam, daß Schiller in seinem bekannten Distichon nichts über den deutschen Fluß der Weser zu melden weiß. Wilhelm Raabe weiß dagegen mehr von ihm zu erzählen und hat Fluß und Land wiederum zu literarischen Ehren verholfen.

In Holzminden, wohin des Dichters Vater kurz nach dessen Geburt versetzt wurde, erwachte er zum Bewußtsein. Seine ersten Kinderjahre verlebte er in Holzminden und auf dem altberühmten Gymnasium, das laut der Inschrift auf seinem Giebel, Gott und den Wissenschaften gewidmet war, stieg er bis zu der Würde eines Quartaners empor*).

*) Am alten Gymnasium stand in goldenen Lettern: Deo et Litteris. — An dem neuen Gebäude hat man diese Widmung durch den Zusatz patriae vervollständigt. Vgl. „Zur Geschichte des Herzogl. Gymnasiums zu Holzminden" von Wilh. Fricke, Holzminden, J. H. Stocks Buchdruckerei 1910.

Zum erstenmal tritt uns Holzminden in den Werken des Dichters in dem Roman „Der heilige Born" entgegen, der bereits 1859 und 60 geschrieben wurde. Da heißt es auf Seite 2, nachdem von dem großen, Unglück verkündenden Kometen die Rede gewesen ist:

„Die Unruhe und Angst ist noch groß in der Welt; also auch groß in dem Städtlein Holzminden an der Weser, allwo der lutherische Pastor Herr Magister Valentin Fichtner über seinen Studiertisch weg in seinen Garten, welcher sich gegen den Fluß hin erstreckt, den drohenden Boten Gottes gerade vor Augen hat . . ."

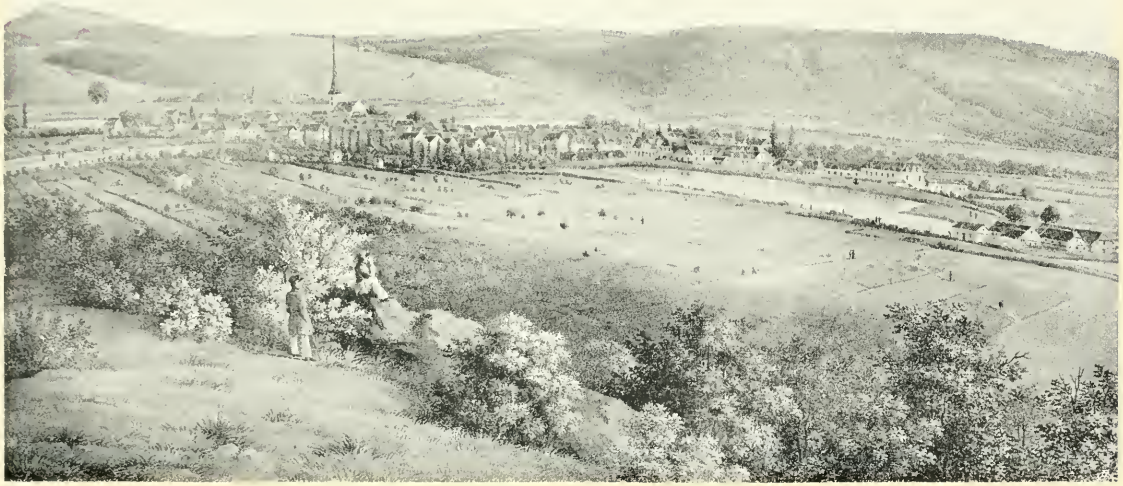
Und an einer andern Stelle (Seite 7) beschreibt der Dichter treffend die Lage der Stadt dem Flusse zu: „Die Gärten der Bürger von Holzminden erheben sich terrassenförmig in ziemlicher Höhe über dem Flusse, und werden durch schräge, tüchtige Mauern, die aber oft nicht ausreichen gegen die anstürmende Wut der Frühlingswasser geschützt. Zwischen diesen Gartenmauern und dem Strome läuft ein abschüssiger Kieselweg hin, zertreten von Schiffern und Schifferpferden."

Das ist jetzt wohl alles anders geworden, aber zu des Dichters und auch noch zu meiner Jugendzeit waren die Verhältnisse wenigstens zum Teil noch ganz ähnlich. An Stelle der Gärten ist jetzt ein breiter Kai getreten, an dem die schweren „Weser-Böcke" und die Dampfschiffe anlegen, und an Stelle der alten Fähre beim Tillyhaus, die zum westfälischen, katholischen Ufer und dem Dorfe Stahle hinüberführte, baut sich jetzt eine schöne Brücke über den Strom.

Auch des Dorfes Stahle hat der Dichter nicht vergessen. Er schreibt: „Am gegenüberliegenden Ufer, im Dorf Stahle leuchten einige helle Hüttenfenster unter dem Wirenberge, auf welchem die Kapelle der holdseligen Jungfrau Maria steht, durch die Nacht. Der helle Lichtschein fällt aus dem, ebenfalls dicht am Ufer gelegenen katholischen Pfarrhause . . . ."

Die Kapelle der Jungfrau Maria steht noch auf dem Wirenberge, aber das katholische Pfarrhaus liegt nicht am Ufer der Weser. — Diese Abweichung von der Wirklichkeit müssen wir schon dem Dichter zugute halten. Im übrigen aber weiß er die Lage des Städtleins gar anmutig zu schildern.

„Der große Wald, der Solling, zieht sich von Osten und Süden gegen die Feldmark der Stadt hinab, und hübschgeformte Berge blicken über die Stifter Corvey und Paderborn herein. Im Westen erheben sich der Ziegenberg und der Brunsberg über der Stadt Höxter, dann folgt der hohe Köterberg, welcher mit dem alten Brocken die zweifelhafte Ehre teilt, ein Lieblingsaufenthalt, Absteigequartier und Tanzplatz des bösen Feindes und des verruchten schadenfrohen Volkes der Hexen zu sein. Gegen Nordwest bespült die Weser den Fuß der Klippen des Kiekensteins, welcher mit dem Knapp, der Graupenburg, dem Borrberg und dem Eberstein im Nordosten jenen Teil des Oggegaus — pagus Auga —, in welchem die Stadt Holzminden liegt, schließt."



Holzminden

Ja, das ist das liebliche Wesertal, in dem auch ich als „Pennäler" der alten Klosterschule von Amelungsborn die schönen Jugendjahre verlebte und — verträumte, das sind die murmelnden Wellen des Stromes, in dem schon die Legionen der Römer ihre Pferde tränkten! Da sind die rauschenden Buchenwälder des Sollings, in denen früher die Herzöge von Braunschweig den Hirsch und das Wildschwein jagten! Da schauen die grauen Mauern des alten Stifts Corvey aus dem Grün der Kastanienallee hervor! Da steht mir wieder lächelnd der deutsche Dichter Hoffmann von Fallersleben gegenüber, dem wir auf einer Turnfahrt ein Ständchen mit seinem Liede „Deutschland, Deutschland über alles!" brachten, und dem wir Primaner so dankbar waren, wenn er unsern alten Direktor Dauber, seinen Jugendfreund, besuchte — gab es dann doch stets einige freie Stunden! — Da steigt die Kuppe des Köterbergs aus dem Nebel empor, den wir auf unsern Turnfahrten oft besuchten und auf dem sich ein Grenzstein erhob, wo vier deutsche „Vaterländer" zusammenstießen! Da leuchten in der Sonne die weißen Klippen des Kiekensteins, in dessen Schluchten und Schrunden wir Räuber und Gendarmen spielten! Da breitet sich die „Steinbreite" aus am Ufer der Weser, auf der die Turner-, Sänger- und Schützenfeste gefeiert wurden, auf welchen Festen uns die erste Liebe erblühte! —

O Jugend — Jugend! — „Es schneiet Blüten!" —

Wie der Dichter im „Odfeld" der Gegend seines Geburtsortes ein Denkmal gesetzt, so im „Heiligen Born" der Stadt Holzminden und dem Wesertal — freilich, im Odfeld, das mehr als ein Vierteljahrhundert später entstand, als der heilige Born, ist die Kunst des Dichters reifer geworden und herrlichere Farben zeigt sein Gemälde in dem Werke seiner Mannesjahre, als in der Dichtung seiner Jugend. Doch das zu untersuchen, ist hier nicht unsere Aufgabe.

In einer andern historischen Erzählung „Aus dem Lebensbuche des Schulmeisterleins Michel Haas", die etwas früher, als „Der heilige Born" geschrieben wurde, nennt der Dichter alle die Orte seiner Jugendheimat. „Da liegt in den Bergen das alte hochberühmte Kloster Amelungsborn", so schreibt er, „aus welchem aber die Cisterzienser Mönche schon lange ausgetrieben sind, sintemalen es nun lutherisch ist. Sar hübsch sieht es aus den Bäumen herab ins tiefe Eichental, welches sich dicht unter der Kirche hinzieht, und durch welches der Forstbach fließet".

Michel Haas hält gute Kameradschaft mit den „Herren Primanern" der Klosterschule, mit denen er auf verbotene Freijagd in den umliegenden Wäldern geht, weshalb er mit dem bösen Amtmann von Amelungsborn in Konflikt gerät und heimlich entweichen muß. Er wird dann nach dem Amt Wickensen bei Eschershausen zitiert, dann nach dem Amt Forst bei Holzminden, beides jetzt herzogliche Domänen, die, die erste am Fuß der Homburg, die zweite am Fuß des Ebersteins, aus den Trümmern dieser alten Dynastensitze erbaut wurden. Dann kommt das Schulmeisterlein

Michel Haas nach Markoldendorf und Eschershausen, um schließlich in Essbeck an der Leine seines Lebens Ruhesitz bei dem gewesenen Hüttenmeister Schottelius zu finden.

Die Erinnerung an des Dichters Jugendheimat verknüpft sich hier mit der Pietät gegen seine Familie, denn der Name Schottelius ist seiner Familiengeschichte entnommen. War doch Wilhelm Raabes Großmutter eine geborene Schottelius. Fast könnte man auf den Gedanken kommen, daß in der Geschichte des Schulmeisterleins Michel Haas ein Teil der Lebensgeschichte von des Dichters Urgroßvater enthalten sei, dem „treufleißigen Schulmeister" in Engelade bei Seesen am Harz! Der „gewesene Hüttenmeister" weist jedenfalls auf den Harz hin, in dem seit alter Zeit das Hüttenwesen heimisch ist.

Aber auch in anderen Werken noch schwebt dem Dichter die Erinnerung an sein Heimatland — Holzminden und die Wesergegend — vor, wenn er auch nicht gerade den Namen nennt. So verbirgt sich in den „Kindern von Finkenrode" hinter Finkenrode die Stadt Holzminden, die freilich in diesem Werk nicht gerade naturgetreu geschildert wird. Aber der Weg, den Dr. Bösenberg, der Redakteur des „Kamäleons", von Berlin aus nach seinem halbvergessenen Heimatsort nimmt, deutet unzweifelhaft auf die Stadt an der Weser hin. Mit der Eisenbahn fährt Dr. Bösenberg durch die flache, sandige, föhrenbewachsene Gegend der Mark Brandenburg, hält zu kurzem Aufenthalt in der großen Festung Magdeburg und fährt weiter bis zur Endstation Sauingen, hinter welchem Namen sich der jetzt sehr bekannte Eisenbahnknotenpunkt Kreiensen verbirgt*). Damals, Ende der fünfziger Jahre, als Dr. Max Bösenberg nach Finkenrode-Holzminden reiste, war es noch ein unbedeutender Ort, der sicherlich der Schilderung des Dichters entsprochen hat. Von Sauingen-Kreiensen fuhr man damals mit der Post nach Finkenrode-Holzminden durch die Berge und Wälder des Hilses und des Iths über Eschershausen und Bevern. Den Berg, auf dem der Wagen des Dr. Max Bösenberg verunglückt, kann man als den „Kratzeberg" ansprechen, damals und noch zu meiner Jugendzeit der Schrecken aller Fuhrleute.

Wenn aber noch ein Zweifel darüber bestehen könnte, daß dem Dichter in Finkenrode seine Heimatstadt Holzminden vorgeschwebt habe, so wird dieser durch den Roman „Alte Nester" beseitigt, in dem zwanzig Jahr später Dr. Max Bösenberg als würdiger fett gewordener Bürger und Stadtrat von Holzminden wieder auftritt. Die Reisenden aus Berlin, dieses Mal Fritz Langreuter, Ewald Sixtus, der irische Ingenieur, und der Stadtrat Bösenberg, halten wieder auf der „Station Sauingen", aber — „der Ort hatte sich in den letzten zwanzig Jahren fast nicht weniger als der Dr. Max Bösenberg verändert. War dieser Stadtrat, so war jener ein lebendigster Eisenbahnknotenpunkt geworden, und die Bahn nach Finkenrode (Holzminden) war seit mehr denn zehn Jahren ebenfalls gebaut worden."

*) Sauingen ist ein Dorf in der Gegend von Braunschweig.

Mit der Eisenbahn fahren Fritz Langreuter und Swald Sixtus dann nach Finkenrode-Holzminden, frühstücken bei dem Stadtrat Bösenberg und besteigen den Dampfer, um die Weser abwärts nach Bodenwerder zu fahren.

„Wir fuhren in einen recht heißen Tag hinein," schreibt Fritz Langreuter, „und nun war es wunderlich, so auf einmal wieder auf diesen Wassern zu schwimmen, die ich solange nicht zu Gesicht bekommen hatte."

Und dann begleiten wir die Freunde den Weserstrom hinab, die Kirchtürme von Finkenrode-Holzminden verschwinden bei einer Biegung des Flusses hinter den bewaldeten Gipfeln der Berge und dann taucht ein seit Jahren wie versunkener, altbekannter Bergesgipfel, ein altbekanntes „Nest" nach dem andern auf. Wie im „Heiligen Born" der Lauf der Weser von Höxter nach Holzminden beschrieben wird, an der alten Abtei Corvey, an der Tonenburg, an Albaxen und Lüchtringen vorbei — so gleiten nunmehr die romantischen Ufer der Weser zwischen Holzminden und Bodenwerder an unserem Auge vorüber — die Ruinen der alten Burg Polle, dort das an der Spitze einer Landzunge liegende Dölme, da der Kirchturm von Pegesdorf und da das am Fuße des Voglers sich anschmiegende Dörfchen Rühle, wo der Strom sich durch felsiges Gestein in unablässiger Arbeit sein Bett grub und wo einst an den Abhängen des Vogler-Gebirges Weinbau getrieben wurde. Der Königszinne gegenüber taucht Bodenwerder auf — aber die beiden Jugendfreunde verlassen in Rühle den Dampfer und wandern zu Fuß durch die Wälder des Voglers und des Iths — zwei Stunden weit — nach Schloß Werden.

Unweit Bodenwerder, zwischen Pegesdorf und Grave liegt am linken Weserufer in einer wilden Felsenschlucht die romantische „Steinmühle" (auch „Teufelsmühle" genannt) — sollte diese „Steinmühle" nicht das Vorbild des „Steinhofes" des Vetters Just Everstein sein?

In die Gefilde seiner Jugendheimat führt uns der Dichter auch mit seinem letzten großen Werk „Hastenbeck" (1899 erschienen), und etwas seltsam mutet es an, wenn der Dichter seinem Werk das Motto vorsetzt: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland", während er den Leser doch in die entlegensten Winkel seiner Jugendheimat, in das kleine, zwischen Höxter und Holzminden gelegene Dorf Boffzen und die Wälder des Sollings, allerdings auch in das herzogliche Schloß zu Blankenburg am Harz führt. Über die Wahl dieses Mottos könnte allerlei gesagt werden, doch wollen wir uns nicht in die Politik verlieren.

Über das arme Dörflein Boffzen ist nicht viel mehr zu sagen, als daß es hart am Ufer der Weser liegt und das Schicksal von Höxter und Corvey und der guten Stadt Holzminden in guten und bösen Tagen geteilt haben wird. Um so mehr wäre zu erzählen vom Schloß Fürstenberg und der „fürstlich braunschweigischen Porzellanfabrik" daselbst; in Bezug auf die letztere wollen wir es jedoch lieber wie der Dichter halten und

auf seine Quelle verweisen, auf Heinrich Stegmanns vortreffliches Buch „Die fürstlich braunschweigische Porzellanfabrik zu Fürstenberg". — Jetzt ist diese „fürstliche" Fabrik zu einer Aktiengesellschaft geworden — schade, denn das alte Schloß Fürstenberg, in früheren Zeiten der Wohnsitz hoher und höchster Herrschaften, hätte wohl ein besseres Schicksal verdient, als zur Stätte eines industrieellen Unternehmens umgewandelt zu werden.

Auf hohem Felsen im Sollinger Walde, am Strande der Weser, wurde vor langer, langer Zeit von dem Grafen von Dassel die Burg „Forstenburg" erbaut, welcher Name dann allmählig in „Fürstenberg" überging. Später kam Fürstenberg an die Grafen von Eberstein und nach dem Aussterben der Ebersteiner im 15. Jahrhundert an die Herzöge von Braunschweig. Auf der Spitze eines dicht über der Weser sich erhebenden Berges liegend bietet das Schloß, das noch jetzt wohl erhalten ist, einen herrlichen Ausblick in das Wesertal. Weithin streift der Blick in die Padeborner Landschaft, auf das nahe Corvey und die alte Stadt Höxter, ebenfalls Stätten der Jugendheimat des Dichters, deren er oft und liebend in seinen Dichtungen gedenkt. Die Sonne seiner Heimat, die Sonne seiner Jugend ruht leuchtend und verklärend über seinen Werken, über seinen Schilderungen der „Alten Nester", aus denen der Dichter die tiefsten Eindrücke mit hinaus nahm in sein Leben und sein Schaffen.

In „Hastenbeck" wird aber auch der dunklen Wälder des Sollings gedacht, in die der Blumenmaler Pold Wille floh, um dann in Dassel dem hannoverschen Werber in die Hände zu fallen, allwo sie das berüchtigte Bier, den „Dasselschen Hund", brauen. Und nach dem einsamen Dörfchen Derenthal im Sollinger Walde, in das Pfarrhaus des jungen Pastors Emanuel Störenfreden, führt uns der Dichter und schildert uns den damaligen Zustand des wilden Waldes in anschaulichen Farben. Ja, damals sah es noch etwas anders aus in dem Sollinger Walde, wo die Wildschweine und der Luchs, Wildkatzen und Wölfe hausten und wo die in meiner Jugendzeit noch recht übel beleumdeten Wilddiebsdörfer Merxhausen und Sievershausen liegen, die sich der Teufel vorbehalten hat, als er Jesus die Herrschaft über die ganze weite Erde anbot. Das Lebensschicksal der Försterin Wackerhahn im Barwalde, Amt Hunnesrück, der die Wilddiebe den Mann erschossen, gibt ein anschauliches Bild von dem damaligen Zustande im wilden Sollinger Walde.

„Sie studierten damals noch nicht auf Forstakademien, die Leute in Grün. Sie kannten aber auch nicht wie die Herren von heute bloß den Hasen und, wenns hoch kommt, den Rehbock. Sie hatten es noch zu tun mit dem Wolf, dem Luchs und der Wildkatze; der Kolkrabe und der echte alte Uhu gehörten noch zu ihren täglichen und nächtlichen besten Bekannten. Sie glaubten noch an den wilden Jäger, und wenn im Kruge die Rede auf sein Gefolge kam, so wars für manchen von ihnen gar keine unebene Vorstellung, dermaleinst da unter dem Hörnerklang, Rüdengebell, Peitschenknall, Holla, Hussa und Horrido mitziehen zu dürfen."

Nachklänge dieser wilden Zeit des Sollinger Waldes hallten nach bis in des Dichters, ja bis in meine Jugendtage hinein. Habe ich doch selbst als Knabe an der Leiche eines von einem Förster erschossenen Wilddiebs mit der Gerichtskommission gestanden, und hat mein Vater selbst noch eine echte Wildkatze im Hils geschossen, deren Fell zu einem Jagdmuff umgearbeitet wurde. Auch Wilh. Raabes Vater wird amtlich öfter mit Wilddiebsgeschichten aus dem Sollinger Walde zu tun gehabt haben.

Die Sonne der Jugend aber ruht leuchtend und flimmernd über der vom goldigsten Humor getränkten Dichtung von dem Räuberhauptmann „Horacker", dem armen Burschen, der sich aus der Fürsorge-Anstalt in Bevern, der einstigen Residenz des „wunderlichen" Herzogs Ferdinand Albrecht zu Braunschweig und Lüneburg (geb. 22. Mai 1636), in die Wälder des Sollings geflüchtet, um hier der Schrecken aller alten Weiber der Umgegend zu werden, bis ihn der Konrektor Eckerbusch und der Zeichenlehrer Windwebel dingfest machen.

Die Sonne der Jugend und der sorglosen „Pennäler"-Zeit! Daß mit dem Heimatort des „letzten Konrektors" Holzminden gemeint ist, geht aus des Dichters Schilderung deutlich hervor.

„Wenn wir", so schreibt er, „den höchsten Berg der Gegend — wenig mehr als achtzehnhundert Fuß über das Meer sich erhebend — besteigen, so begreifen wir mit einem Rundblick nicht nur den Horizont, sondern auch die Grenzlinien, über die er, Eckerbusch, nie hinauskam, abgerechnet die drei Jahre seiner Universitätszeit. Es ist eine Gegend, in der man schon mit erklärlichem Wohlbehagen geboren sein kann; eine recht schöne Gegend, in der wirklichen Bedeutung des Wortes."

Daß mit diesem Berg der schon erwähnte „Köterberg" im Fürstentum Lippe, etwa 9 Kilometer von Holzminden, fünfhundert und einige Meter hoch, gemeint ist, unterliegt keinem Zweifel.

Noch deutlicher aber beschreibt der Dichter seine Heimat in folgenden Worten:

„Ein Fluß, der auch in Schillers Xenien seine Stelle gefunden hat, schlängelt sich in mannigfachen Windungen hindurch. Bergland wechselt mit Wiesen und Ackerfeldern und Wäldern anmutig ab. Ein großer und gleichfalls nicht unberühmter Wald (gemeint ist der Solling) tritt auf einer ziemlichen Strecke bis dicht an den Strom heran und dehnt sich gegen Westen weit über den Gesichtskreis aus. Viele Kirchtürme, um die herum sicherlich die dazu gehörige Politik getrieben wird, sind zu erblicken; uns jedoch fesselt vor allen einer, spitzig himmelanstrebend, schiefergedeckt; uns fesselt ein Wetterhahn, nämlich der, welcher sich glänzend vergoldet auf diesem Kirchturm dreht und zu dem der Konrektor Eckerbusch aus den Fenstern seiner Sekunda emporblickt, wenn er ganz genau wissen will, woher der Wind weht."

Das ist Holzminden mit seinem spitzen schiefergedeckten Kirchturm! Das ist die Weser, von der der Hofrat Friedrich von Schiller in seinen Xenien nichts zu melden wußte!

Das ist der Solling, der mit seinem romantischen Tal „Pipping" bis dicht an die Stadt herantritt!

Und dann Eckerbusch, der letzte Konrektor, der „über das, was ihm aufgebunden wurde, selbstverständlich nicht Buch hielt; doch sollen heimtückischer und frivoler Weise andere Leute dann und wann Buch darüber gehalten haben, seine Kollegen zum Exempel, nicht bloß seine Schüler" — auch er ist eine historische Persönlichkeit Holzmindens, der letzte Konrektor des hochberühmten Symnasiums am Weserstrand, Billerbeck, der noch manchem alten Holzmindener im fröhlichen Andenken steht.

Der „letzte Konrektor", der alte Billerbeck, reichte auch noch in meine Jahre — Anfang der Sechzig — hinein und manche lustige Schnurre wurde von dem alten Herrn erzählt. Man hat diese Schnurren und Pennälerwitze auch als Buch gesammelt herausgegeben.

Es existiert eine alte Zeichnung des hochlöblichen Lehrerkollegiums des Symnasiums, die bei Gelegenheit des hundertundfünfzigsten Jubiläums der alten Klosterschule (1910) wieder hervorgesucht wurde. Darauf vergnügen sich die Herren Lehrer auf der Kegelbahn, der Direktor Koken, der Konrektor Billerbeck, sein Schwiegersohn, der spätere Oberlehrer Heinemann, der Kollaborator Schaumann, Mathematik- und Naturgeschichts-Lehrer, der Kollaborator Dauber, später Direktor der Schule, der gelehrte Dr. Pätz, der Zeichenlehrer Ahlers und der Schreiblehrer Bosse, der das Protokoll führt, alle karikaturenmäßig, aber doch sehr charakteristisch aufgefaßt. Manche von ihnen waren schon die Lehrer Wilhelm Raabes, so der Direktor Johann Christian Koken, der seit 1812 bereits an der Spitze der Schule stand, der Konrektor Billerbeck und der Kollaborator Ludwig Dauber, der bereits seit 1820 an dem Symnasium tätig war und 1854 bis 1870 als Nachfolger Kokens Direktor der Anstalt wurde.

Manche von ihnen sind auch noch meine Lehrer gewesen, und freudvoll und leidvoll gedenke ich ihrer, die jetzt schon lange der kühle Rasen deckt.

„Deo et litteris" stand an dem Giebel des Symnasiums, das am 28. September 1826 eingeweiht, jetzt einem modernen Neubau Platz gemacht hat. Im alten Gebäude, das mit seinen Fenstern auf den im Sonnenscheine blitzenden Weserstrom hinausblickte, auf dem die schweren „Weserböcke" hin und wider fahren und die Dampfschiffe vorüberrauschen, hat der Dichter auf den Schulbänken gesessen und mensa dekliniert und amo konjugiert. — Deo et litteris waren sein ganzes Leben, Dichten und Schaffen gewidmet, und wenn jetzt von dem Giebel des neuen Gebäudes noch das Wort patriae herabglänzt, so kann man auch dieses als Leitwort vor sein Leben, sein Dichten und Denken setzen. Der „Gott", der in seinem Busen lebte, die „Wissenschaften", die seine einsamen Stunden erfüllten, das „Vaterland", dem sein Herz entgegenschlug — das waren die Sterne seiner Jugend, seiner Mannesjahre, seines Alters.

„Nach den Sternen sollst du sehen — aber vergiß auch der Gasse nicht" — die

Ideale des Lebens sollst du hoch halten, aber auch das Leben selbst mit seinen Freuden und Leiden darüber nicht vergessen und verträumen — nichts Menschliches bleibe dir fern! Das ist die große Lehre, welche uns der Dichter auf den Weg des Lebens mitgibt und der er selbst allzeit nachgelebt hat. Nichts Menschliches war ihm fremd, und so war ihm auch die Heimat seiner Jugend nicht fremd geworden; im goldenen Glanz der Sonne der Erinnerung stand sie vor seiner Seele und wird weiter leben in seinen Werken, solange sich Menschen an ihnen erfreuen und aufrichten können.

Das „Heimweh nach der Jugend", das den Geheimen Obermedizinalrat Dr. Feyerabend in seinem siebzigsten Lebensjahre nach Altershausen zieht, bleibt ja doch das Schönste in unserer alternden Seele. Gott erhalte uns dieses Heimweh nach der Jugend, nach der schönen lachenden Sonne unserer Jugend, daß sie unser Alter mit dem goldenen Abendrot der Erinnerung überstrahle!

Jugendglaube

Das war damals! — Damals schien die Sonne in der rechten Weise; damals machte der Regen auf die rechte Art naß. Damals vernahm das junge Ohr noch nicht das dumpfe Rollen in der Ferne, bei dessen Ton die Alten stehen bleiben, stutzen und schweigend horchen. Die Räder des goldenen Wagens, auf dem Oberon und Titania über die Welt fahren, und dann und wann auch wohl ein begünstigtes Menschenkind als blinden Passagier mitnehmen, glänzen, aber sie poltern nicht, wie die Räder jenes andern schlimmen Karrens, der nur blinde Passagiere befördert, und dessen Lenker sich wenig darum kümmert, wie tapfer Hüon und wie schön Rezia ist. — Sie erlebten große Wunder, in all der Unbefangenheit, die eben dazu gehört, um Wunder zu erleben — — — Von allen Fluren und Hügeln, aus allen Wäldern und um sie her, erscholl ihnen tausendstimmig das Credo der Jugend.

Der Schüdderump

Der Ehrenbürgerbrief Eschershausens

für Wilhelm Raabe

Im stolzen Gedenken, daß ein Sohn Eschershausens,
der in und über Deutschlands Gauen
hinaus wohlbekannte Dichter
und Schriftsteller
Wilhelm Raabe,
anhier am 8. September 1831 geboren,
durch seinen echten, kerndeutschen Humor tausend und abertausend Herzen fröhlich gestimmt und wiederum durch seinen tiefen, ergreifenden Ernst tausend und abertausend Gemüter zu innerer Einkehr gebracht hat,
insonders aber
in dankbarer Anerkennung, daß er treu anhängend den Stätten seiner Jugend in seinen Schriften uns geführt hat von den lieblichen Ufern der Weser durch die Wälder des Voglers, über die Klippen des Iths, vorbei an den alten Klostermauern Amelunxborns, über das Othfeld nach Eschershausen und zur Feste der Homburger, daß er dadurch die Liebe zur engeren Heimat, diese Hauptgrundlage des bürgerlichen Lebens, in uns gefestigt und gestärkt hat, haben wir,
Magistrat und Stadtverordnete von Eschershausen,
in unserer Sitzung vom 8. März d. J. einstimmig den Beschluß gefaßt,
dem Dichter und Schriftsteller Wilhelm Raabe
das Recht eines Ehrenbürgers unserer Stadt zu erteilen.
Ihm zur Ehre! Uns zur Ehre!
Das zur Urkund ist dieser Ehrenbürgerbrief verfaßt, gefertigt und dem neuen Mitbürger an seinem 70. Geburtstage übergeben.

Eschershausen, den 8. September 1901.

Der Stadtmagistrat:
A. Peters, Bürgermeister.

Die Stadtverordneten:
Karl Hage, Vorsitzender.

Dieser Ehrenbürgerbrief ist von dem Ingenieur L. Haarmann und dem Lehrer Karl Hage verfaßt, von dem Maler und Zeichenlehrer Büttcher in Holzminden mit Bildern Eschershausens und seiner Umgebung geschmückt, und durch eine Deputation, bestehend aus dem Bürgermeister Peters, dem Vorsitzenden der Stadtverordneten Lehrer Hage und dem Stadtverordneten Ingenieur L. Haarmann, bei der 70. Geburtstagsfeier im Altstadtrathause in Braunschweig dem Dichter überreicht.

Wilhelm Raabe dankte darauf durch folgendes Schreiben:

An
den Wohllöblichen Magistrat der Stadt
Eschershausen.

Wie liebe freudige Antheilnahme aus dem Vaterhause hat mich die hohe Ehre berührt, die mir meine Geburtsstadt Eschershausen dadurch bewiesen, daß sie mir ihr Ehrenbürgerrecht zu meinem 70. Geburtstage verliehen hat! Aber ich kann wahrlich meinen Mitbürgern auch die Versicherung geben, daß die alte Heimat mit ihren schönen Bergen, Thälern und Wäldern, daß die wackere Landmannschaft von der Weser auf meinen Wegen durchs Leben mir nimmer aus dem Gedanken entschwunden gewesen sind.

Nun hat die Stadt Eschershausen aber doch das Beste dazu gethan, dem Greise seine älteren Kindheitsverpflichtungen noch selber ins Gedächtniß zurückzurufen, und was er seinerseits ferner ihr zu Liebe wirken kann, das wird geschehen, so lange seine Kräfte reichen!

Seiner Heimathstadt Eschershausen in
Treuen ergebener Bürger

Braunschweig, 16. Sept. 1901. Wilh. Raabe.

Seiner Kindheitsheimat gedenkt Wilh. Raabe in folgendem Briefe, den er an den Bürgermeister Peters in Eschershausen, zu dessen fünfundzwanzigstem Amtsjubiläum richtete:

Rendsburg*), Gerhardstraße 22, 28. September 1904.

Hochzuverehrender Herr Bürgermeister!

Mit herzlichster Antheilnahme habe ich von dem schönen Feste vernommen, das Sie morgen als bürgerliches Oberhaupt in meiner Geburtsstadt begehen werden. Und wie Sie vor drei Jahren kamen, mir zum siebenzigsten Geburtstage die Grüße der Heimath und das Bürgerrecht der Vaterstadt in so ehrenvoller Weise zu bringen, so würde auch ich gern morgen Ihnen zu Ihrem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum als Bürgermeister von Eschershausen persönlich wenigstens einen aufrichtigen Glückwunsch ins Haus getragen haben, wenn es mir möglich gewesen wäre. Leider war es nicht möglich! An der Eider hatte ich Großvaterpflichten zu verrichten und nur schriftlich kann ich von der Halbinsel der Kimbern und Teutonen aus Ihnen, hochverehrter Herr, meine Grüße und Wünsche zu unsern Weserbergen senden, daß Eschershausen sich noch lange, lange der getreuesten Obhut seines jetzigen Stadtoberhauptes erfreuen möge, daß das Gemeinwesen unter demselben auch fernerhin wachsen, blühen und gedeihen möge, das, hochgeehrter Herr Bürgermeister, ist der herzliche, aufrichtige Glückwunsch Ihres dankbaren und treuen Mitbürgers Wilh. Raabe.

*) Der Brief ist aus Rendsburg datiert, wo der Dichter bei seiner mit dem Oberstabsarzt Wasserfall verheirateten Tochter weilte. Siehe auch den späteren Brief an Lehrer Karl Hage. Seite 72.

In Herbsts Weinstube

von Victor Blüthgen

Setzten sich junge Poeten drei
Zu dem Meister, dem alten,
Fragten wegen der Dichterei,
Wie sie's hätten zu halten.

Einer meinte, er mühe sich
In der Tiefe zu graben;
In der Tiefe nur sicherlich
Sei das Höchste zu haben.

Sprach der zweite, die Phantasie
Sei die Quelle der Quellen,
Aus ihr strömten dem Genie
Strudelnde Schaffenswellen.

Sprach der dritte: „Ich forme still,
Schönheit führt mir die Hände,
Wenn es heute nichts werden will,
Wird's doch morgen am Ende."

Strich der Meister den grauen Bart,
Schmunzelte in die Weite:
„Jeder, ihr Herrn, auf seine Art;
Keine Ursach zu Streite.

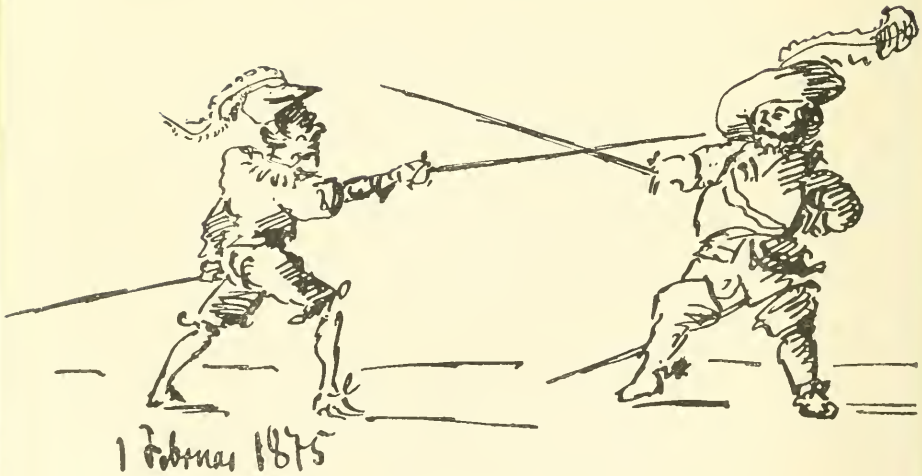
Fabulierte Geschichten zuhauf
Wie mir gewachsen der Schnabel.
Hatt' ich nur meine Brille auf,
War ich immer kapabel.

Ist ein ganz erstaunlich Ding,
Diese Brille! Zum Lachen:
Überall, wohin ich nur ging,
Fand ich köstliche Sachen.

Nichts verächtlich, gering und dumm,
Nichts zum Ärgern und Hassen,
Alles Lebendige ringsherum
Wert, es für immer zu fassen.

Was die Brille für Schätze hebt
Fürs Gemüt und die Feder,
Kann nicht glauben, wer's nicht erlebt.
Aber die hat nicht jeder."

„Meister, was heißt das, übersetzt
Aus der Sprache der Götter?"
Trank der ein Schlückchen, sagte zuletzt:
„Reden wir lieber vom Wetter!"



Die Lebensmächte der Raabeschen Dichtung

von Eugen Wolff

„Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, so würdet Ihr viel weinen und wenig lachen" — diesen Ausspruch des Mahomed gibt Wilhelm Raabe dem reichsten und tiefsten seiner Werke: „Abu Telfan" zum Geleite. Ist unser Dichter ein Humorist? — Wohl huscht ein Lächeln über sein nun verklärtes Angesicht, aber es ist das Lächeln des Weisen, der überwunden hat. Weitab von den nur heitern Seiten des Lebens, sitzt seine Muse — wie der arme Knabe, auf den Goethe traf und auf den sich der Dichter der „Alten Nester" berief — am Wege und wartet auf menschliche Schicksale.

Sein eigenes Schicksal — mehr als der Fernstehende ahnt, die Heimat seiner Muse — ist nun zur Vollendung gediehen. Wie Raabe der äußerlich patentierten Lebensstellung aus dem Wege ging, hat er den innern Sieg über die Welt gesucht und gefunden. Noch eben am Abend seines Lebens sahen wir seine Muse zu ihm treten — zu ihm, dem Urbild seines Ritters von Slaubigern. Und das Fräulein bot dem Chevalier die goldene Dose: „Ein schöner Abend, Herr von Slaubigern!" Und der Ritter, zierlich mit spitzen Fingern zugreifend, erwiderte: „Ein sehr schöner Abend! Wahrlich, mein Fräulein, wir haben wohl beide häufig nicht gedacht, daß die Sonne uns so freundlich untergehen werde."

Welche Quellen speisten Raabes inneres Leben? Wohl fließen ihm auch literarische Elemente zu: von Jean Paul, Goldsmith und Rousseau, von Thackeray und Dickens, von Goethe und Schopenhauer — aber der Urquell seines Reichtums sprudelt aus dem deutschen Gemüt. Ja, der Mosesstab unseres Meisters hat dem starren Fels des neudeutschen Lebens diesen Quell entlockt. Dämmerhaft, traumhaft versonnen liegt Raabes Gemüt, aber stark im Kampf und sieghaft auch im Dulden. Im Grunde ein Kinderherz: aber „das Kinderherz versteht alles, es ist ja noch eins mit der Natur, eins mit — Gott!" So ist er voll vom Zauber der Kinderstube und der Kinderfreundschaft, deren Helldunkel ein ganzes Leben fortglimmt. Ja, ein Kinderherz als Mitgift fürs Leben. So gesellt er sich brüderlich zu den überquellenden Seelen, den „unpraktischen" Idealisten, welche die kalte, kluge Welt verspottet und vernichtet. Von der Sperlingsgasse bis nach Altershausen folgt Raabe dem „Herrn in einem Reich, das leider auch nicht sehr von dieser Welt". Mag es der Närrischste sein, es ist auch meist der Tapferste. Mag er müde, todmüde von seinem Wege durch sein junges Leben heimkehren, hier findet er seinen Diomed:

„Wenn des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,

So will ich für Hektorn zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus an."

Zwar durchlebt auch er die frühreife Weisheit des achtzehnjährigen Goethe:

„Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde."

Aber in keinem andern Sinne als der in seiner Gefühlsfülle von der Welt schnöde zurückgestoßene Goethe gibt Raabe den furchtbaren Rat:

„Sei gefühllos!"

Nicht minder tief schöpft er aus Gemüt und Phantasie des Weibes. Zu den Leitmotiven seiner Dichtung zählen die Märchenköniginnen, die vor dem kalten Anhauch der Außenwelt in ihre Illusionen flüchten, die sich in ihre Innenwelt einspinnen, die sich vor dem materiellen Genuß und Glanz auf ihre Seele zurückziehen, die sich ihr Kinderherz in ihr reifes Leben hinüberretten.

Doch weitentfernt von weltentrücktem Träumen wie untätigem Schwärmen, weist Raabe seine Menschen heraus aus dem phantastischen Halbdunkel zum Bestehen des Lebenskampfes. So ergänzt sich der zuversichtliche Emporblick: „Sieh nach den Sternen!" durch den Wegweiser: „Gib acht auf die Gassen!" Der Jüngling, wie Raabe ihn will, muß allen Gewalten zum Trotz sich erhalten. Ihm gebührt das Schwert! Anders die Kräfte, welche das Weib zum Siege führen: aus Treue, Geduld und Hoffnung ist das Schwarze Brot der Genügsamkeit gebacken, mit dem das Weib sich in Unheil, Weh und Gefangenschaft nährt bis zur Stunde der Erlösung.

So fließt Raabes Humor keineswegs über von feiger Versöhnlichkeit gegen Allewelt. Er weiß: es steckt doch leider viel Gemeinheit in der Menschheit. Da ist die halbgebildete Böswilligkeit, das impotente Geifern der Nichtigkeit gegen das Wahre und Schöne, gegen jede Hoffnung und Opferlust. Da ist immer und immer die Jagd nach Erfolg und Genuß, die Engherzigkeit des Philistertums, die Herzenskälte der Weltmenschen, ja der Triumph der Kanaille. Gegen diese niederziehenden Mächte macht Raabes Poesie alle innern Gewalten der Menschenseele mobil, bald den unaufhaltsamen Flug der Phantasie, bald die Stahlkraft des Charakters, um uns zur Selbstbefreiung, zur Weltüberwindung emporzuziehen.

Ein verwandter Zug prägt sich in dem besonders eigenartigen Motiv der Raabeschen Poesie aus, gemütvolle Mädchen mit der Gefahr der Verweltlichung ringen zu lassen. Hier gerade klingt einer der stärksten tragischen Akzente unsres Dichters an. So legt sich Meltau auf die schmetterlingsbunte, zu den Höhen flatternde Seele der Nicola von Einstein (in „Abu Telfan"), als eine Konvenienzheirat sie an einen Schurken fesselt. Aber Nicola besitzt den Bürgerbrief von einem Reiche der Freiheit, Ruhe und stolzen Gelassenheit: als Schiffbrüchige des Lebens zieht sie sich in geduldiger Er-

gebung von der Welt zurück. Leidenschaftlich bäumt sich Antonie Häußler (im „Schüdderump") gegen die aus der Umgebung ihres verderbten Großvaters andringende Fäulnis auf — in dieser Stickluft droht ihr Gemüt zu ersticken, und ihr Körper stirbt der flügellahmen Seele voraus. Die Verweltlichung seiner Jugendfreundin Helene Trotzendorff in plutokratischer Umgebung knickt endgültig den Lebensmut von Velten Andres, dem Helden der „Akten des Vogelsangs": „Mit ihrem tückischen Glanz haben sie auch unser liebes Singvögelchen aus dem Vogelsang hernieder in ihr Netz stürzen machen und ihr nicht nur das arme dumme, kleine Schädelchen und Gehirnchen, sondern auch das schöne weite Herz eingedrückt."

Wer sich mit Vorliebe zu den Sieglosen gesellt, um ihren seelischen Triumph über die Welt der Nüchternheit und Gemeinheit zu künden, heißt uns schon mit Recht ein humaner Geist. Dieselbe tiefgreifende Menschenliebe zieht ihn zu den Niederungen des Lebens, zu den in Leid Wandelnden, ja zu den Gesunkenen und Ausgestoßenen. Schon Raabes Erstling sprengt die Pforten der Hölle durch den Allbefreier, Allversöhner Tod. „Beugt das Haupt und tretet zur Seite, ihr kettenklirrenden Verbrecher! Der Tod zieht vorüber! Er wird auch euch einst von euren Ketten befreien! Beugt das Haupt, ihr armen Geschöpfe der Nacht, der Tod zieht vorüber, und auch euch hebt er einst, den erborgten Flitterputz, den armen beschmutzten Körper, die Sünde der Gesellschaft euch abstreifend, rein und heilig empor aus der Dunkelheit, dem Schmutz und dem Elend." Noch weiter schlägt dieser Zug des Todes durch die Eigenart seiner Gruppen manch konventionelles Gemälde aus dem Felde. Des Dichters Anteilnahme verweist nicht nur auf die erlösende Macht des Todes: mit gleichem Mitgefühl verweilt sie bei dem verzweifelten Lebenskampf an Grabes Rand: „Sieh dort an der Ecke die arme, mit Lumpen bekleidete Frau aus dem Volk, wie sie ihr Kind fester an sich drückt und flüstert: Was sollte aus dir werden, mein kleines Herz, wenn ich heute so still läge wie die, welche man da fortträgt! . . Sieh den Arbeiter, welcher dort das Beil sinken läßt und stier dem Zuge des Todes nachsieht. Schaffe weiter, Proletarier, auch dein Weib liegt zuhause sterbend; schaffe weiter, du hast keine Zeit zu verlieren; der Tod ist schnell; aber du mußt schneller sein, Mann der Arbeit, wenn du sie in ihren letzten Stunden vor dem Hunger schützen willst."

In dieser realistisch geprägten Humanität, dicht neben seinem tragischen Mitleid, wurzelt auch Raabes besonderer Humor. Der Humor als Lebensmacht, als Mittel des Geistes, die Materie zu überfliegen, ihre Widersprüche zu versöhnen. So wird man bei unserm Dichter die niedern Erscheinungen der Komik: Witz oder rein äußerliche Derbheit der Situation, vergebens suchen — desto häufiger die Sonne, die aus seinen Menschen auf das Leben strahlt. Da sind die Männer mit gemütvollem Behagen am eignen und fremden Leben, die Konrektor Eckerbusch und Bürgermeister von Wanza, die Wunnigel und Stopfkuchen, da aber sind auch die Frauen von über-

legenem Wirklichkeitssinn und wohlwollend scharfer Kritik, die Frau Konrektor, die Frau Rittmeister Grünhage. Und daß auch die tragikomische Zugabe der Einfalt nicht fehle, gesellen sich hinzu selbsteigen Horacker und sein Lottchen Achterhang, der Nachtwächter von Wanza, der Briefträger Störzer und ihre Sippe. Doch weit darüber hinaus huschen über die tragisch angelegten Menschen und Stätten der Raabeschen Welt immer wieder Strahlen lichtvoller Menschenliebe und Lebenslust. Diese humoristische Schattierung des Lebensernstes erzeugt bald unmittelbar ein reizvolles Helldunkel, bald einen wohltuenden Wechsel und Ausgleich von Gegensätzen. Weiß doch des Dichters menschenfreundliche Lebensbejahung noch das Siechenhaus mit „Blumen, Licht und Wohlduft" zu erfüllen!

Dürfen wir nach alledem nicht Anstand nehmen, das mitfühlende Verständnis für die allgemein menschlichen Empfindungen und Geschicke als treibende Kraft der Raabeschen Dichtung zu bezeichnen, läßt sich doch ebenso wenig im besondern der deutsche Grundzug seiner Humanität verkennen. Für streng geschichtliche Würdigung repräsentiert Raabe geradezu das Dämmern des deutschen Lebens. Zunächst eine vorläufig letzte Widerspiegelung der trauten Enge im deutschen Bürgertum alten Stils: alte Nester, Kleinstädte oder enge Sassen der Großstadt — welchen Reichtum bergen sie an Leben, an Schicksalen! welche Möglichkeiten zur Selbstbehauptung, zur Verinnerlichung! Weiß Raabe die beschauliche Gemütlichkeit des deutschen Philisters mit köstlichem Humor auszubreiten, so kennt er aber auch die drückende Beschränktheit und konventionelle Engherzigkeit, die sich so oft damit paart. Und wehrt er auch die idyllische Natur der Heimat wie die geschichtlichen Denkmäler der Vergangenheit gegen die andringende Verwüstung durch Bedürfnisse der Technik wie der Großstadt: nicht minder scharf beleuchtet er die Versumpfung der deutschen Kleinstaaterei, nicht minder entschlossen weist er aus der deutschen Stammeszerrissenheit seiner ersten schriftstellerischen Jahrzehnte in eine große nationale Zukunft. Schon sein Erstlingswerk gab in biblischer Sprache die Parole aus: „Vergesse ich dein, Deutschland, großes Vaterland: so werde meiner Rechten vergessen!" Und dem letzten Werk, das ihm zu vollenden beschieden war, setzt er das Wort des Freiherrn von Stein voraus: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland!" Wiederholt geht Raabe nach der Reichsgründung ausdrücklich auf die Versöhnung der Stammesgegensätze aus, so im „deutschen Adel", in „Sutmanns Reisen" und „Kloster Lugau".

Er selbst fühlte sich nicht als Stammespoet im beschränkenden Sinne und wehrte solch Einordnen in die niedersächsische Dichtergruppe entschieden ab. Gewiß herrschen die Ortsfarben von Braunschweig und den Harzlanden vor. Aber er steht dem mittleren Deutschland nahe genug, um dessen vermittelnde Bestimmung aufzunehmen. So ist er vor allem geschaffen, in seinen Werken deutsche Gesamtzüge auszuprägen. Mit Humor entfaltet Raabe die deutschen Eigenheiten seiner Menschen: „Und aussterben

wird diese Art nicht in Deutschland, solange man noch die Namen: Bier, Romantik und Politik nennen hört." Aber er kennt auch den Brennpunkt dieser seiner deutschen Gestaltenwelt: „Und auch deine Art, deutsche Seele, wird nicht ausgehen, solange noch in eine Blüte das deutsche Gemüt sich versenken kann zwischen Weichsel und Rhein." Aus der gemütstiefen Erfassung des Weltleides wie aus der innerlichen Bedingung eines weltüberwindenden Lebensmutes spricht gleichmäßig das deutsche Gewissen. Im besten Sinne deutsch mutet zugleich Raabes eigene Entwicklung an: wie er unbekümmert um Erfolg ruhig seinen Weg weiterschreitet und vollendet.

So ist das Bekenntnis zu Wilhelm Raabe ein Freimaurerzeichen geworden. Und fragt man uns: welches ist das Werk, zu dem ihr zusammenwirkt? — so lautet die Antwort: wir bauen am deutschen Leben. In einer Zeit andringender Verfälschung, Veräußerlichung und Abbröckelung begann unser Meister die Tiefen des deutschen Lebens auszuschöpfen; und als sich seine Lebenssonne neigte, gewährte noch der letzte Strahl den tröstenden, beglückenden Ausblick, wie der Strom seiner Dichtung ins deutsche Leben zurückflutet. Wie aber die Dauer eines Volkes von der lebendigen Wirkung seiner Kräfte abhängt, bietet Raabes Dichtung eine Gewähr für die deutsche Zukunft. Ein Volk, dem Wilhelm Raabe entsprossen ist, kann nicht untergehen.

Von deutscher Art

Des Menschen Dasein auf Erden baut sich immer von neuem auf, doch nicht von dem äußersten Umkreis her, sondern stets aus der Mitte. In unserem deutschen Volke weiß man das auch eigentlich im Grunde gar nicht anders.

Die Akten des Vogelsangs

8 June 1874

Briefe

Aus den Briefen des Dichters

An Wilhelm Jensen, München

Vorbemerkung: Mit Wilhelm Jensen und dessen Gattin Marie Jensen verknüpfte den Dichter die innigste Freundschaft, die in der Stuttgarter Zeit geschlossen wurde. Der Briefwechsel zwischen beiden Dichtern, der im Jahr 1866 begann, währte bis zum Tode Wilhelm Raabes. Viele der Briefe sind mit den charakteristischen Zeichnungen Raabes versehen, die sich zumeist auf gemeinsame Erlebnisse und dergleichen beziehen. Der Humor Raabes kommt in den Briefen oft zur Geltung, doch werfen sie auch manches scharfe Schlaglicht auf des Dichters Denken und Schaffen. Wir bringen einige Auszüge aus den Briefen, die wir der Freundlichkeit Wilhelm Jensens und seiner Gattin verdanken.

1.

6. September 1881

— — — nun wir wissen gottlob, was wir wissen, nämlich, daß unser hochverehrter Herrgott seinen geschornen Schafen den Wind sänftigt und also auch uns in seiner sonderbaren Herzensgüte, wenn auch eine weiche Haut, so doch ein ziemlich dickes Fell mit auf den Weg gegeben hat und so wollen wir es noch einmal darauf (auf das dicke Fell und nicht auf die zarte Haut natürlich!) hin wagen und uns auf eine neue Reise von dreihundertfünfundsechzig Tagen mit allen ihren metereologischen und sonstigen Behaglichkeiten und Verdrießlichkeiten einrichten. Sind sie zu kühl, grau und regnerisch, zu voller Asthma, Zahn-, Kopf- und Leibweh, so haben wir ja die fröhliche Gewißheit: auch sie gehen ungeheuer schnell wieder hin, und wir schreiben den achten September achtzehnhundertzweiundachtzig, ehe wir es uns versehen — — —

2.

31. Dezember 1884

Was du, lieber Freund, über den gegenwärtigen übeln Geruch im deutschen Volke sagst, muß dir freilich aus mißmutig betrübter Seele kommen. Ich für mein Teil habe dich schon Anno 1870 gewarnt, unsere Nation nicht zu sehr zu loben. Wenn mir etwas in meinem Autorenleben eine Genugtuung gewähren könnte, so wäre es dieses, daß ich damals unter all dem Augenblickspathos gelassen den Träumling habe schreiben können. Wir sind am Feiertag wahrlich nicht besser als andere Völker und am Werktag wahrhaftig auch nicht.

3.

29. Dezember 1885

— — — Komm du nach Braunschweig. Da ist und bleibt es schön! Einem Gerücht zufolge wächst aber dem alten Löwen im Stadtwappen zu seinen zwei heraldischen Zageln der Dritte, weil zwei ihm zum Wedeln nicht ausreichen. Du rätst mir, nur

meinen Humor zu erhalten! Den verliere du mal im Verkehr mit unserm hiesigen Bruchteil Menschentums unter unsern augenblicklichen Um- und Zuständen. Wundervoll, sage ich euch, Kinder! Und nur schade, daß ich nicht zehn Jahre jünger bin, um das alles noch einmal verdauen und verwerten zu können! Alles steht in der Blüthe — Charakter und Geist und ewiger Menschheit Bild ist hier; und was das Merkwürdigste ist: Neununddneunzig von Hundert glauben wahrhaftig noch immer dran, eine unsterbliche Seele zu haben. — —*).

4.

31. Dezember 1887

Schönen Dank für deine freundlichen Worte über das „Alte Eisen". Ich liege beim deutschen Volke so sehr darin, daß mir allgemach alle Gliedmaßen von dem saubern Bett wehtun. Und der Versuch mich auf die andere Seite zu drehen, ist mir eben wieder einmal total mißlungen. — — —

5.

23. Dezember 1889

Friede den Hütten und Palästen! — Es ist der achtundzwanzigste Weihnachtsbaum in unserm Haushalt, den wir morgen anzünden, wenn die Influenza nicht dazwischen fährt. — Welch ein Wald! Ist es bloß angenehm — gemütlich — herzig und so weiter, in der Erinnerung sich darin zu verlieren? —

6.

6. September 1894

Ich korrigiere — nach 25 Jahren — die zweite Auflage des „Schüdderump". Eine sehr zweckmäßige Beschäftigung für Einen, der sich schon zu zwei Dritteln auf dem schwarzen Karren fühlt.

7.

17. Januar 1896

Habe Dank für deinen Brief über die Akten! — Jawohl, da liegt nun zwischen der Sperlingsgasse und dem Vogelsang die ganze Bescheerung! Zwischen dem 23. und 65. Lebensjahre ein netter Haufen! Jetzt sollte man ihn sich begrünen lassen können, um sich darauf zu setzen und sich vom letzten Lebenssonnenschein den kahlen Schädel wärmen zu lassen. — Reden wir nicht weiter davon: so werden uns die Sorgenstühle nicht in die Abendsonne gestellt — —**)

---

*) Diese satirischen Worte richten sich gegen die übertriebene und oft wunderliche Formen zeigende Begeisterung der braunschweigischen Bevölkerung beim Empfang des Prinzen Albrecht von Preußen, des ersten Regenten des Herzogtums Braunschweig. Wer jene Tage mit erlebt hat, wird die Worte Wilhelm Raabes zu würdigen wissen. O. E.

**) Erst zu dem siebenzigsten Geburtstag des Dichters erinnerte sich das deutsche Volk der Ehrenpflicht gegenüber Wilhelm Raabe.

Wilhelm Raabe
gezeichnet von Marie Jensen 1880

8.

7. September 1898

Da sind wir mal wieder und reichen uns zu dem bekannten kuriosen Tage die Hände hin. Weißt du wohl, daß das in diesem Jahre nun schon seit dreißig Jahren geschieht? — Eine auch im weiteren historischen Sinne nicht ganz uninteressante Epoche: 1866 bis 1896! — Was mich betrifft, so habe ich nach Menschenschicksal mein Teil Süß und Sauer mit dem gewohnten Holzlöffel zugeteilt gekriegt.

9.

7. September 1898 (?)

— — — Mit mir will es nicht mehr; drei volle Jahre habe ich nötig gehabt, um das „Hastenbeck"*), mit dem ich demnächst das Volk der Dichter und Denker in gewohnter Weise langweilen werde, hervorzubringen — —

10.

14. Februar 1900

— — Da ich nunmehr sagen kann: Im nächsten Jahre werde ich siebenzig, so erlaubst Du mir wohl als Respektsperson, Dir diesmal zu deinem Geburtstage das gewohnte Glück zu wünschen, junger Mensch! Mit etwas renommieren muß man doch immer und so ein paar Ellen Schattenlänge mehr beim Lebenssonnenuntergange sind doch auch etwas! — — —**)

11.

6. September 1900

Also jetzt an der Schwelle des Siebzigsten. So sind denn die Jahre soweit hingegangen und jeder hat seine Schicksale erlebt. Schade, daß wir einander beim Ertragen und Genießen so wenig helfen konnten! Aber auch das gehört zu der menschlichen Komödie — —

12.

6. September 1901

— — War nicht übrigens dieser kluge Herr Oedipus in seiner Weisheit ein rechter Tropf? Hätte er es nicht ebenso gut haben können, wie die anderen Rätselrater vor ihm, wenn er sich dieser Sphinx gegenüber dumm gestellt hätte und nicht sein Licht vor ihr hätte leuchten lassen wollen?

Jawohl, im rechten Augenblick wissen wir selten, was uns am dienlichsten ist und wenn man es mal weiß, kann man meistens nicht, wie man wohl möchte. —

13.

30. Dezember 1902

Wo sind die Zeiten, wo man noch wußte, was man so zum Jahreswechsel einander mehr oder weniger vergnüglich mitzuteilen hatte? wo man manchmal dessen kein Ende

*) „Hastenbeck" erschien 1899; es war des Dichters letztes großes Werk.

**) Wilhelm Jensen ist am 15. Februar 1837 geboren.

finden konnte? Nun sind die Jungen an der Reihe und wenn es denen erträglich geht, ist man ja schon zufrieden — — — — die letzten Federn sind verschrieben und wenn die Tinte im Tintenfaß austrocknet, ist es mir auch recht. Wer das Quieta non movere nur der Welt rundum beibringen könnte — und wenn's durch Prügel wäre! — — —

14.

30. Dezember 1903

— — — aber ruhig sitzen und den Sand in der Stille verrinnen sehen, ist doch das Beste.

15.

(an Frau Marie Jensen)

7. September 1905

Ach, liebste Freundin, daß wir endlich einsehen, daß wir uns immer um nichts ärgern, ängsten und sorgen, das ist doch der einzige Gewinn aus so langem Vergnügen des Atemholens. — Lohnt er sich? — —

16.

6. September 1907

Wie findet sich denn Wilhelm Jensen in seinem Einundsiebzigsten? Du lieber Gott, wie weit liegt das übermorgen hinter mir! — — Will er noch nicht meinem Beispiel folgen und sich selber literarisch historisch werden? Ich versichere Euch, es hat auch seine Behaglichkeit als ausgespannter bunter Schmetterling im Glaskasten zu paradieren und nicht mehr um und über dem deutschen „Dichtergarten" herumzuklettern, zu dem frechen Spatz und dummen Frosch zur Magenfüllung! —

17.

6. September 1910

Also wirklich jetzt am Rande der Achtzig! — Wer seinerzeit nur eine Ahnung gehabt hätte, daß das nicht bloß eine Möglichkeit sei, sondern sogar zu einer Wirklichkeit werden könnte! Wieviel verständiger, nüchterner man dann vielleicht zum Besten seiner alten Tage seinen Lebensweg gegangen wäre! Nun, der Weg ist vollendet und nichts mehr daran zu ändern, nehmen wir also mit dem Resultat vorlieb und brummen wir vor allem die wohlmeinende Zeitgenossenschaft ja nicht mit einem oder beiden Talbot-Worten aus dem guten Friedrich Schiller an. — — —*).

*) Gemeint ist vermutlich der Ausruf Talbots — 3. Aufzug, 6. Auftritt — „Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!" und „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens." — Es ist der letzte Brief des Dichters — zwei Monate vor seinem Tode geschrieben. — Eine stille, von Humor verklärte Resignation spricht auch aus diesen letzten Worten des Dichters an den langjährigen Freund.

An Hans von Wolzogen, Bayreuth

1.

(über Raabes Stellung zur Musik im allgemeinen und zu Richard Wagner besonders)

28. August 1883

——— Mit meinen Reisen und Fahrten sieht es sich mir doch etwas schwerer an, als wie Ihnen. Erstens habe ich nie die Kunst oder Geschicklichkeit recht verstanden, sich von der Ankunft auf irgend einem Bahnhof an in der jetzigen Touristen- und Familienwanderungswüstenei als gleichgestimmtes, auf jede Widerwärtigkeit vergänglich eingerichtetes Mitgepäckstück behaglich zu fühlen. Zweitens habe ich jetzt wohl allgemach die Besseren im deutschen Volke für mich, aber die Übrigen noch lange nicht, und auch die Besten pflegen selten Bücher zu kaufen, und Sie wissen, wie hinderlich das für Unsereinen auch bei dem innigsten Drang in die Ferne ist.

Dabei wäre ich in Bayreuth wahrscheinlich ein fast zu naiver Teilnehmer. Die Musik des „Bettelstudenten", welche ich jetzt allabendlich von dem Sommertheater her vor meinem Fenster habe, stört mich garnicht*). Ich habe nie eine Note von der andern unterscheiden können, und mein im Jahr 1845 verstorbener Vater, der behauptete, der Mensch könne alles lernen, wenn er nur recht wolle, hat drei Jahre lang einen Musiklehrer vergeblich bezahlt, mir einen gewissen Hochzeitsmarsch aus der Oper „Norma" beizubringen. Seit zwanzig Jahren bin ich nicht sechsmal in einem Theater gewesen. So hat mich Richard Wagner eigentlich nur als Mensch, Kämpfer und Charakter beschäftigt, aber in dieser Beziehung in Herz erfreuendem Maße. Der Mann hat es auch erkannt, wie und was die Welt ist, und mit Frohlocken sah man wieder einmal Einem nach, der „von Berge zu Bergen" hinüberschritt; — a difficult journey to a splendid tomb! — — —

2.

(Über die Feier seines 70. Geburtstages)

5. August 1901

——— Sie haben die letzten Wochen durch in Bayreuth viel Tumult und Taumel gehabt: wie auch hier. Sie feierten ein Jubiläum und ich verheiratete meine jüngste Tochter. Am 24. Juli, an demselbigen Tage, an welchem ich neununddreißig Jahre früher mir meine Frau nahm. Gestern kam das junge Paar von der Hochzeitsreise, vom Trollhätta-Fall zurück, und nun werden sich diese Wogen ja erst allmählich legen. Dagegen aber schwellen andere, jene zu jenem dummen 8. September beängstigend an. Meine selige Mutter hätte vor siebzig Jahren etwas Klügeres tun können, als mir das närrischte Teil ihres lieben Intellektes mit auf den Lebensweg zu geben!

*) Wilh. Raabe wohnte damals auf der Wolfenbüttelerstraße neben Holsts Garten, in dem sich ein Sommertheater befindet.

Wenn ein Menschenkind wenig geeignet ist, dergleichen Spuk mit sich treiben zu lassen, so bin ich es. Ich wollte, ich sähe erst in den ersten Schnee des Jahres: meinetwegen möchte er mich heute schon ganz zudecken! —

3.

(Über Altershausen)

2. Mai 1909

— — — Nun habe ich den ersten Jahrgang des evangelischen Jahrbuchs mit der liebenswürdigen Widmung im Besitz und weiß jetzt, was Bayreuth „aus der Sperlingsgasse bis Hastenbeck" mir Gutes und Beherzigenswertes zu sagen hatte!

Jawohl, es war ein langer Weg und hohe Zeit, daß man den Wanderstab in die Ecke stellte, als man auf der holprigen Landstraße müde und abgerackert genug vor Station „Altershausen" angelangt war. Das so betitelte Ding wird nicht mehr als ein Ganzes in die Erscheinung treten. Über das Fragment mag man sich später einmal wundern: es ist melancholisch drollig genug. Im übrigen ist es nunmehr im 78. Lebensjahre mir lieber, daß die Leute sagen: „Schade, daß er aufgehört hat", — als wenn sie sagen möchten: „Endlich sollte er doch aufhören!" — —

An Professor Dr. Robert Lange, Leipzig

Mein Briefwechsel mit Wilhelm Raabe reicht von Weihnachten 1893 bis in das Jahr seines Todes. Die Briefe und Karten, die ich von ihm habe, sind zumeist rein persönlichen Charakters, Antworten auf Geburtstags- und Neujahrswünsche, Reisegrüße und Besprechungen seiner Werke, durch die ich seit zwanzig Jahren dem Lebenswerk Raabes Freunde zu gewinnen suchte. Im Herbst 1897 lernte ich ihn dann persönlich kennen. Mein erster Besuch dauerte von Nachmittag 3 Uhr bis Mitternacht. Dann bin ich noch manch liebes Mal in seinem Hause gewesen, habe mit ihm an seinem Stammtische gesessen, habe seinen 70. und 75. Geburtstag mitfeiern helfen. Zum letztenmal war ich bei ihm zehn Tage vor seinem Tode, vierzehn Tage später stand ich tiefbewegt an seinem Grabe.

Der Bitte der Herausgeber dieses Kalenders entsprechend habe ich drei Briefe ausgesucht, die vielleicht auch für weitere Kreise wertvoll sind.

Der erste, vom 19. September 1898 bedarf keiner Erläuterung, der zweite, vom 3. Januar 1901, ist eine Antwort auf meinen Neujahrsgruß, in dem ich ihm meine Entrüstung und mein Beileid ausgesprochen hatte über die Art, wie Richard M. Meyer in seiner eben erschienenen Literaturgeschichte Raabes Lebenswerk behandelt hatte. Der dritte endlich dankt für einige Zeilen der Teilnahme, die ich ihm nach Hans Hoffmanns Tode geschrieben.

Ich denke, alle drei tragen dazu bei, das Bild des edlen, herrlichen Menschen, den wir alle, die ihn kannten, liebten und verehrten, zu vervollständigen.

Robert Lange

1.

Braunschweig, 19. Sept. 1898

Lieber Herr und Freund!

Erst heute komme ich dazu, Ihnen für Ihren liebenswürdigen Brief und die herrliche Geburtstagsgabe zu danken. Wir haben einmal die Familie, soweit sie noch vorhanden ist, vollständig beisammen, und es war und ist viel fröhlicher Lärm, der das Schreiben hindert, um uns.

In dem trefflichen Hochheimer haben wir selbstverständlich vor allem Ihr und der Ihrigen Wohl getrunken. Mögen Sie uns bald einmal wieder die Freude machen, persönlich unterm Windmühlenberge in das Rabennest zu gucken!

Was Sie und Herr Dr. Prüfer mir über die „Alten Nester" schreiben, hat mir gar wohl getan. Das Buch gehört auch zu meinen Schmerzenskindern —

My shame in crowds, my solitary pride wie Oliver Goldsmith im Deserted village seufzt. — Wenn es seinen Weg durch die Welt weiter finden soll, wird es ihn wohl immer sehr hinter den Leuten suchen müssen.

Demnächst schicke ich „Hastenbeck" hinaus; ein Gegenstück zu dem „Odfeld". Nach der herzoglich braunschweigischen Ilias die herzoglich braunschweigische Odyssee. Zerfahrener und vielleicht auch verfahrener als das erstere Stück. Aber man ist alt geworden und muß eben geben, was man noch geben kann. Ja, ja, wenn auch der alte Cervantes seinen Cid Hamed ben Engeli die Feder zur rechten Zeit aus dem Fenster werfen ließ, so hat er doch noch die Drangsale des Persiles und der Sigismunda aus seinem armen wunden Gehirn herausdrücken müssen! —

Sehen Sie mit der Frau Försterin Wackerhahn aus dem Barwalde nicht zu hart ins Gericht. Vor allen Dingen aber erhalten Sie mir Ihre menschliche Teilnahme: die steht immer höher als alle literarische

Ihrem aufrichtig ergebenen
Wilh. Raabe.

2.

Braunschweig, 3. Januar 1901

Lieber Herr Dr. Lange!

Ihnen und Ihrem Hause gleichfalls die aufrichtigsten Grüße und Glückwünsche zum neuen Jahr und Jahrhundert! Schade, daß Sie auf Ihrer Sommerreise nicht doch

unterm Windmühlenberg vorgeguckt haben. Von Ostern an finden Sie uns dort nicht mehr: das hat man davon, wenn man Großvater wird! So ein fünfjähriger Enkel kann einer alten königlich preußischen Amtsgerichtsrätin a. D. überm Kopfe wohl zu viel werden bei seinen Besuchen, wenn der Papa im Manöver oder bei der Rekrutenaushebung beschäftigt ist!

Der Dichter weicht, aber — der Sänger kommt! ein Herzoglich Braunschweig. Hofoperntenor zieht ein: ob dessen Kehlenkraftproben wohl den Kinderfüßen vorzuziehen sein werden?

Jawohl, moderne Häuser und Moses Meyers moderne Literaturgeschichtschreibung! Ich habe das Buch noch nicht zu Gesicht bekommen; aber ich habe mich gefreut, daß die deutsche Welt doch durchgängig für den

„armen kleinen Kegel, der sich nicht besonders regt"

mit Schild und Schwert auf den Plan gesprungen ist. Danach hat dieser Moses kein Trinkwasser für das deutsche Volk (das was wir so benennen!) herausgeschlagen aus dem Felsen! —

Aber das ist ja ganz einerlei. Sie glauben nicht, wie gleichgültig man im siebzigsten Lebensjahre so manches ansieht, wenn man den Weg von 1831 an (als der alte Goethe noch lebte), bis in das Jahr 1901 (des Fuhrmanns Henschel) mit der Fähigkeit gegangen ist, vor und zurück, zur Rechten und zur Linken zu sehen! —

Herzlichen Gruß auch an Ihren Herrn Schwager und sein Haus.

Ihr getreuer

Wilh. Raabe.

3.

Braunschweig, 25. Juli 1909

Teurer Herr und Freund!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren schönen Brief! Ja, wir hatten uns wundervoll ineinander hineingefunden, dieser Hans Hoffmann und ich! und es war so ein persönlicher Verkehr — ich habe kaum etwas Schriftliches von ihm. Aber er kam, er war da und brachte Licht und Lebensfreude und sein tiefes Verständnis für alles, was es an wirklich Echtem und Wahrem und Dauerndem im Erdendasein wie in der Kunst gibt.

Was bedeutet das für die nächste Zeitenfolge im deutschen Volke? Wer reißt uns diese Wildenbruch, Hoffmann und nun auch Liliencron so auf einmal weg um uns alte vermorschte Stämme her? um uns Alte, die Heyse, die Spielhagen, die Raabe, die schon längst zu Boden liegen sollten! Wer wird das sonnedurchleuchtete Grün unserm Volke in seinem Dichterwalde festhalten? Und das wird von Tage zu Tage nötiger.

Hoffentlich geht in Ihrem Hause alles nach Wunsch. Herzlichen Gruß an die Frau Gemahlin und auch an Herrn Professor Prüfer, welchem letzteren ich auch meinen Dank für seine gütige teilnehmende Karte zu sagen bitte.

In treuer Ergebenheit Ihr

Wilh. Raabe.

An Dr. Heinrich Vierordt, Karlsruhe

Braunschweig, 30. Juli 1897

Hochgeehrter Herr!

Schönsten Dank für die Zusendung der drei Sammlungen Ihrer Gedichte, die ich nunmehr sämtlich gelesen habe, und die mir viel Freude gemacht haben.

Auch mir steht der Tag Ihres Hierseins freundlich im Gedächtnis. Wenn Sie wieder einmal eine Mäler- und Denkmälerwallfahrt nach Norddeutschland führt, so werden Sie auch wieder nicht dem Windmühlenberg*) vorbeigehen: vorausgesetzt, daß Sie dann nicht auch schon den jetzigen Anwohner etwas weiter draußen im Grünen, zwar auf eigenem Grundstück, aber eher als Kellerbewohner suchen müssen! —

Für die Nachrichten und Grüße von der Familie Längin besten Dank. Hoffentlich höre ich auch von Freiburg aus demnächst nur Gutes.

Mit aufrichtigen Wünschen für Ihr und der Ihrigen Wohlergehen Ihr ergebenster

Wilh. Raabe.

An Lehrer Karl Hage in Eschershausen

Braunschweig, 16. Juni 1907

Sehr geehrter Herr Hage!

Zuerst muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich Ihren so liebenswürdigen Brief nicht schon längst beantwortet habe. Aber Sie haben eben an einen alten, vielbeschäftigten Mann geschrieben, und — „Reisewatter" ist es bis jetzt eigentlich in diesem Jahre auch noch nicht gewesen! —

Mit sechsundsiebzig Jahren ist man leider nicht mehr so leicht auf die Räder zu bringen wie liebe Freunde und hochverehrte Gönner sich manchmal einbilden. Dazu liegen jetzt meine Reisewege immer nach Norden zu, wo ich in Rendsburg eine ver-

*) Wilh. Raabe wohnte damals „in einer kleinen neugebauten Straße nahe am Auguststore innerhalb des äußeren Umflutgrabens der Stadt zwischen Windmühlenberg und der Oker". „Hier hat er auch sein letztes großes vollendetes Werk Hastenbeck geschrieben." Von hier zog er „noch vor Vollendung seines siebenzigsten Lebensjahres" in seine letzte Wohnung, Leonhardstraße 29, an der Ecke des Altewiekeringes und des Leonhardplatzes. Vgl. L. Engelbrecht, Stätten Braunschweigs, die ihn kannten. Eckart, V. Jahrg. Heft 6. S. 408—414

heiratete Tochter sitzen habe*). Nach jeder Heimkunft von dort fühle ich immer mehr, wie schwerfällig mich allgemach der Lauf der Zeit für solche Fahrten gemacht hat: es muß erst vieles zusammenkommen, ehe ich Ihrer und meiner lieben Mitbürger freundlicher Einladung Folge geben kann. Freilich möchte ich wohl vor dem Abscheiden die Weserberge und meinen Geburtsort noch einmal wiedersehen: lassen es die Götter zu, so nehme ich mit Freuden dankbarlichst Ihre Gastfreundschaft an.

Meine älteste Tochter, die Malerin, die ich Ihnen schon einmal zugeschickt habe, kam hocherfreut von Ihrer Güte aus ihres Vaters Heimat zurück. Nehmen Sie nachträglich auch noch meinen Dank für die Liebenswürdigkeit, mit welcher Sie meinem Kinde und der kurländischen Freundin Führerdienste geleistet haben! Auch Ihrer Gattin sendet meine Tochter ihren Gruß. —

Mit unserem jetzigen Herzogspaar habe ich neulich auch traulich über unsere Heimat gesprochen. Die Herrschaften werden sicherlich auch ihre Weserleute aufsuchen und denen werden sowohl der Regent wie die Frau Herzogin sehr gefallen! — — —

Mit den freundlichsten Grüßen und aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohlergehen

Ihr ergebener

Wilh. Raabe.

An Dr. Marie Speyer, Freiburg (Schweiz)

1.

(Über die „Hollunderblüte")

22. November 1908

„Der Vergleich zwischen der Prager Friedhofsgeschichte und dem Schüdderump ist vortrefflich und nichts dagegen einzuwenden**). Der Kern da hat sich also zu einem recht ordentlichen Baume entwickelt! Dergleichen ist mir übrigens nicht nur einmal begegnet. Jetzt, wo ich längst die Autorfeder niedergelegt habe und mir selber sozusagen historisch geworden bin, macht es mir Spaß, durch die anderthalb Menschenalter meiner literarischen Lebensarbeit solchen Dingen und Spuren nachzugehen und sie zu finden. Wer mir aber hilft, ist mir dazu herzlich willkommen!"

2.

(Über den „Dräumling")

22. November 1909

„Es wird Sie vielleicht interessieren, daß ich jenes Buch bei beginnenden spanischen Wirren am 1. April 1870 begonnen und es am 12. Mai 1871, also zwei Tage nach dem Frankfurter Frieden beendet habe. Diese Tatsache freut mich noch heute, und heute mehr denn je."

---

*) Frau Oberstabsarzt Dr. Wasserfall.

**) In der ersten wissenschaftlichen Einzeluntersuchung, der Dissertation „Raabes Hollunderblüte" von Dr. Marie Speyer (Regensburg 1908).

Mitgeteilt von Professor Dr. C. Schüddekopf, Weimar

(Über eine von ihm erbetene „Autobiographie")

3. April 1898

„Besten Dank für Ihre freundliche und mich sehr ehrende Einladung! Das wäre aber etwas, zu dessen Abfassung ich nach Charakter und Natur Jahre nötig hätte, und leider mangelt mir gegenwärtig noch die Zeit völlig dazu.

Das deutsche Volk hat mich nicht so gestellt, daß ich nicht noch täglich für die Bedürfnisse des nächstliegenden Tages durch meine Federarbeit zu sorgen hätte: eine wirkliche Selbstlebensbeschreibung muß aber aus vollkommener Muße, Ruhe und Gelassenheit hervorgehen. Opera operata in dieser Beziehung sind ganz wertlos und können höchstens dem Unterhaltungsbedürfnis und der Neugier eines hochlöblichen Publikums dienen. Ich möchte mit einem solchen meine Lebensarbeit, die ich sehr ernst genommen habe, nicht abschließen!"

Gratis

Ganz gratis können es die Musen leider noch immer nicht tun; aber das muß man ihnen lassen, Rücksicht nehmen sie, und so billig wie die deutsche Nation ist noch keine andere auf Gottes Erdboden zu dem Rufe eines Kulturvolkes gekommen! So weit unsere Einsicht in die Sachlage reicht, ist Arthur Schopenhauer der allereinzigste auf germanischem Geistesgebiete gewesen, dessen Freunde und gute Bekannte es nicht möglich machen konnten, seine Werke leihweise von ihm, und wenn auch nur „auf acht Tage" zu erhalten. Zwei ganze Auflagen der „Welt als Wille und Vorstellung" hat der alte Bösewicht und „Egoist" dem Volke der Denker unter der Nase lieber zur Makulatur machen lassen! Keineswegs empörend bleibt es unter allen Umständen, und ein schmaler Trost kann für das deutsche Gemüt nur darin liegen, daß sich dieser Mensch auf seine holländische Abstammung stets viel zu gute that.

Deutscher Adel

Zwei Briefe Raabes über eine beabsichtigte Sammlung seiner Gedichte

Mitgeteilt von Emil Sarnow

Wie hat der Tod doch zu allen Zeiten ein doppeltes Gesichte! Den Dichter und lieben Menschen hat er uns grausam genommen, kurz bevor wir uns von neuem um ihn scharen konnten. Gaben seines Geistes wird er uns verschaffen, auf die wir kaum noch gehofft hatten! Aus mystischem Dunkel heraus ist uns „Altershausen" geschenkt worden und dazu soll ein Wunsch in Erfüllung gehen, den mancher Freund Raabescher Poesie seit Jahren still im Herzen getragen hat: seine Lyrik wird gesammelt werden und, was wir längst unser eigen nennen, in Zukunft werden wir es auch in einem Bande vereint besitzen dürfen. Bei dieser Nachricht sind vergangene Zeiten mir lebendig geworden.

Es war in den Monaten vor dem 70. Geburtstage Raabes, als der engere Freundes- und Verehrerkreis in stiller, eifriger Arbeit am Werk war, dem verehrten, lieben Manne einen Festtag zu rüsten, der seiner Bedeutung und ihren herzlichen Gefühlen entsprach. Da schien der Augenblick gekommen zu sein, zusammenzufassen, was an lyrischem Gute in des Dichters Prosawerken und sonst verstreut zugänglich war, und so einen Strauß zu flechten für das Geburtstagskind und uns selbst.

Daß Raabes Lyrik „zu dem Schönsten und Tiefsten deutscher Lyrik nicht bloß ihrer Zeit" gehört, das hat zusammenfassend Wilhelm Brandes im „Eckart" (1908) zuerst begründet und auch aus ungedruckten Quellen uns nachgewiesen, empfunden haben es schon vorher viele und wohl alle, die geistig an des Dichters Tische gesessen, die zu erschöpfen versucht haben, was er uns in seinen Prosaschriften dargeboten hat. Mag auch der Mann der Zunft achtlos vorüber gegangen sein, mag er über die Fülle der Prosa die eingestreuten lyrischen Perlen in ihrem Werte übersehen haben!

Julius Lohmeyer, dessen rastlose Tätigkeit für die Feier des 70. Geburtstages ihm nicht vergessen sein soll, half mit Rat und Antrieb dem Zögernden, Georg Heinrich Meyer, der Verleger der „Deutschen Heimat", sagte mit freudiger Anteilnahme den Druck zu, Wilhelm Brandes — er dachte damals anders als im „Eckart" 7 Jahre später — sah das Manuskript durch und gab wertvollste Hülfe und Hinweise. So ging die Zusammenstellung „Gedichte, Verse, Reime, aus Wilhelm Raabes Romanen und Novellen zusammengetragen" an ihn selbst ab mit der Bitte um seine Zustimmung zum Drucke, vorerst nicht als Werk für die große Öffentlichkeit, sondern als Manuskriptdruck gedacht und als Geschenk für den Dichter und wem er es zukommen lassen wollte, freilich auch mit der Hoffnung, die Erlaubnis zur weiteren Ausgabe zu erhalten. Da machte leider des Dichters eigener Wille den, auch heute erscheint er mir noch so

und des Briefes Wort steht mir zur Seite, schönen Plan zu nichte. Aber die Beweggründe, die ihn leiteten, waren ganz andere als Brandes und neuerdings auch Spiero annehmen, die Briefe zeigen das klar und deutlich und nicht minder zeigt es die Tatsache, daß Raabe in seinen letzten Lebensmonaten, „an des Weges Ende", die damals angebotene Arbeit durch Herstellung von Abschriften selbst, wie er im Briefe vom 18. August bereits in Aussicht stellte, in Angriff genommen hat. Um wieviel lieber werden wir jetzt, indirekt aus des Dichters eigener Hand, seine Lyrik gesammelt entgegennehmen!

Zu den Briefen selbst ist wenig hinzuzufügen. Der zweite war die Antwort auf einen Vorschlag, die Verlagsschwierigkeit zu beheben. Der Ton des ersten ist nicht ohne Bitterkeit, wie er schon einst mir entgegenklang, als Raabe nach seinem 60. Geburtstage auf den Wunsch nach einer Gesamtausgabe seiner Romane schrieb: „Von recht vielen meiner Bücher hat das deutsche Volk bis heute recht wenig wissen wollen", nicht ohne gelassen hinzuzufügen: „Leider kann ich das nicht ändern". Das ist nun Gottlob heute anders geworden und auch des Dichters geringes Vertrauen auf den 8. September 1901 war eine Selbsttäuschung, es ist seitdem vorwärts gegangen. Gleichmütig hat er auch das hingenommen: „vor dem 8. September war es doch behaglicher", schrieb er damals an Lohmeyer! Sein Werk wird auch weiter siegreich seinen Weg gehen, unbehindert durch Modegunst und Modetorheit, und das Bändchen Lyrik, das wir zu erwarten haben, wird sein Teil dazu beitragen, des Dichters Namen tief und immer tiefer ins deutsche Herz zu graben.

Braunschweig, 10. August 1901

„Hart im Raume stoßen sich die Sachen": Ihr Vorhaben ist zwar von großer Liebenswürdigkeit und würde auch wohl Widerhall im Publikum finden; aber seine Ausführung ist leider unmöglich!

Seit 12 Jahren habe ich einen Vertrag mit der O. Janke'schen Buchhandlung in Berlin auf den Verlag meiner Schriften und in den hinein gehört denn auch wohl eine Herausgabe meiner „Gedichte". An eine solche hatte ich auch bereits gedacht und schon mit dem verstorbenen Dr. Gustav Janke darüber verhandelt. —

Leider kann ich nicht von den „Ehren" leben, die mir meine, jetzt bald ein Halbjahrhundert umfassende Lebensarbeit zubringt: ich bin recht sehr auf den ganz gemeinen „pekuniären" Ertrag derselben angewiesen. Das deutsche Volk hat mich wahrlich nicht durch theilnahmvolles Entgegenkommen verwöhnt und — der achte September dieses Jahres wird nichts hieran ändern! Die Leute werden jetzt die „Raabenweisheit", von Hans von Wolzogen herausgegeben, vielleicht sich kaufen, aber das „Horn von Wanza", . . . zu derselben Zeit, in zweiter Auflage nach zwanzig Jahren erschienen, . . . nicht.

Verzeihen Sie, verehrter Herr, daß ich so nüchtern heraussage, was eben gesagt werden mußte! — — — — — — — — — — — — — — —

Braunschweig, 18. Aug. 1901

Auch mir thut es leid, daß ich Ihrem freundl. Vorhaben nicht zustimmen konnte, aber ändern läßt sich daran nichts! Wie ich Ihnen ja bereits schrieb, haben schon Verhandlungen über eine Zusammenstellung und Herausgabe meiner Gedichte stattgefunden, und Dr. Janke selber ist's gewesen, der mir den Vorschlag gemacht, die selbe zu bewerkstelligen. Eine Anfrage Ihrerseits an die Firma hätte also keinen Zweck! —

Mir scheint der Zeitpunkt für eine solche Zugabe zu meinen Prosaschriften eben noch nicht gekommen zu sein: ich werde meine litterarische Thätigkeit vielleicht damit schließen und hebe mir selber für des Weges Ende das als eine „Birne für den Durst" auf.

Volk und Kunst

Was das Volk erfaßt hat, will es auch vor sich sehen, es spielt mit ihm, es spricht den gereimten Gedanken, den es zu seinem Eigentum gemacht hat, oft zwar mit einem Lächeln auf den Lippen aus, aber es trägt ihn darum doch tief im Herzen. Das Volk steigt nicht zu dem Wahren und Schönen hinauf, sondern zieht es zu sich herab; aber nicht, um es unter die Füße zu treten, sondern um es zu herzen, zu liebkosen, um es im ewig wechselnden Spiel zu drehen und zu wenden und sich über seinen Glanz zu wundern und zu freuen. Über der Wiege des ewigen Kindes „Menschheit" schweben gute Genien, die großen Weltdichter schütten aus ihren Füllhörnern die goldenen Weihnachtsfrüchte herab, und sind mit ihren Wiegenliedern stets da, wenn häßliche schwarze Kobolde erschreckend dazwischen gelugt haben.

Die Chronik der Sperlingsgasse

An Wilhelm Raabe

von Emil Schönaich-Carolath

O Jugendzeit! Es rauschen Sehnsuchtsschwingen
Durch jedes Herz, durch jede trübste Klause,
Die Schollen brechen und die Knospen springen,
Manch Segel wandert, windgeschwellt, von Hause.

Und Lenz auch war's, als einst in Jugendtagen
Abu Telfan mir Leitstern, Führerflamme
In Bergen ward, die rot und einsam ragen,
Die jeder sucht, der vom Poetenstamme.

Ob gnädig den ein Ariadnefaden
Geleitet sacht zum heißersehnten Lande,
Ob heim er kehrt, zu keinem Fest geladen,
Hinwankend, mühsam, still, im deutschen Sande,

Ob ihn die Stadt mit bunt bekränzten Toren
Als Meister grüßt, ob ihm die Fahnen flattern
Ob als Gesell, der Zeit und Gut verloren,
Bei Nacht er heimkehrt, tastend an den Gattern,

Sein Mund bleibt stumm. Denn wer vom Schwarm der andern
In Sehnsucht fortzog, zum Gebirg des Mondes,
Verkündet nicht, ob denen, die da wandern,
Ein Glück dort lacht, ein ew'ges, jugendblondes.

Wär' euch bekannt, was mir an Wissenssachen
Geoffenbart, enthüllt und angestammet,
Ihr würdet weinen nnd gar wenig lachen —
So sprachest du, prophetisch, gleich Mohammed.

Uns alle doch, die deinen Mondbergwegen
Gefolgt im Schauen, laß aus Herzensgrunde
Uns frohen Dank gleich bunten Kränzen legen
Um deinen Herd zur Feierabendstunde.

Du nahmst mit tiefem, glänzendem Humor
Vom Haupt uns fort des Alltags Not und Trauer.
Du zeigtest uns der Sehnsucht Strahlentor,
Den Weg zu Kraft, zu starker Lebensdauer.

Ein Volk, das Dichter deines Stammes treibt,
Ragt durch die Zeit; es blüht, es reift und bleibt.

Arbeiten und Schaffen

Arbeiten und schaffen soll Jeder nach seiner Art, denn darin liegt sein Heil; bauen soll er in sich und außer sich, und was ihm in der Seele, was ihm im Umkreis seines Seins von gegenwirkenden Kräften zerstört wurde, das soll er immer von Neuem geduldig aufrichten, denn darin liegt sein Glück. Wer die Arme sinken läßt, der ist überall verloren, „er zürnt ins Grab sich rettungslos". Wer aber jeden Schritt zum Grabe verteidigt und würdig — ohne feiges Klagen, doch auch ohne ohnmächtigen Trotz — auch die lichtesten Höhen verlassen kann, um in die dunkle Tiefe hinabzusteigen, der hat gewonnen. Als Sieger schreitet er in die Gruft, nicht wird er überwunden hinabgestürzt! Schild und Schwert schlagen die Mitstreiter über seinem Hügel aneinander, von drüben winken freudig die Götter, es lächeln vom Olymp die hohen Sterne . . .

Die Leute aus dem Walde

Wilhelm Raabe und Deutschlands Erhebung

von Wilhelm Kosch

Wie der eiserne Kanzler und der große Schweiger ist auch Raabe Niedersachse. Aber ihn band die Scholle ebensowenig, seine Liebe, seine Begeisterung, sein Schaffen galt dem gesamten deutschen Volke, Nord und Süd haben an ihm gleichen Anteil. Wenn einst eine Geschichte des deutschen Geistes im 19. Jahrhundert geschrieben werden wird, so wird Raabes Name im Vordergrund stehen müssen, denn nur wenige haben gleich ihm die Entwicklung Deutschlands innerlich miterlebt vom verworrenen Revolutionsjahr bis zum Einigungstag von Versailles und darüber hinaus bis ins 20. Jahrhundert, nur wenige haben gleich ihm rückwärts blickend vorausgeschaut in die deutsche Geschichte, aus dem großen Leben der Vergangenheit Trost für die Gegenwart und Mut für die Zukunft unseres Volkes geschöpft. Tiefer, inniger, gewaltiger noch als Gustav Freytag hat er deutsches Leben geschildert. Und wenn er seinem letzten Werk „Hastenbeck", womit er vom deutschen Publikum Abschied nahm, als Leitspruch die Worte Steins voransetzte: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland", so sprach er dieselbe Gesinnung aus, wie sein Freund Wilhelm Jensen in den Versen:

„Da, wo deutsche Herzen schlagen,
Ist des Deutschen Vaterland!"

In einem reizenden, leider noch zu wenig beachteten Buche hat Raabe das Zeitalter der Befreiungskriege seinem Volk dichterisch vor Augen gerückt, aus der Not nationaler Zerrissenheit ein Gemälde geschaffen, dessen lebensvolle Gestalten deutlich genug hinüberweisen zur Siegesschlacht von Sedan.

„Ja, eine Stimme war im großen Wetter,
Und durch den Sturm vernahm ich diese Worte:
Zur rechten Zeit wird kommen doch der Retter!
Zur rechten Zeit und an dem rechten Orte!
Im Buch des Schicksals wenden sich die Blätter;
Verzweifelt nicht an Euch und Euerm Horte!
Die Rüstung nehmt! — es wird ein blutig Tagen,
Bald wird die Schlacht, die große Schlacht geschlagen."

Deutschösterreich war nicht mit dabei. Nur im Herzen und von ferne nahm es an den Kämpfen von 1870/71 teil. Und während das junge Nachbarreich erblühte, bereiteten die Deutschen der Ostmark die Saat vor, aus der das Bündnis der Staaten geerntet wurde. Sie kannten und kennen heut mehr als je ihre entsagungsvolle Aufgabe, sie sind trotz aller nationaler Bedrängnisse treue Österreicher und wollen die Donaumonarchie halten, so lange es geht. In diesem Berufe brauchen sie freilich stetige

Tröster und Erwecker, nicht nur Führer im politischen Kampf, sondern vielleicht noch mehr einen treuen Eckart für die Familie, für Weib und Kind, für Haus und Herd. Ein solcher Eckart, von dem die Jugend, das reife Alter und der abgeklärte Greis in gleicher Weise national erfaßt und aufs neue gestählt werden, ist Wilhelm Raabe. Seine Geschichte in zwölf Briefen „Nach dem Großen Kriege" (4. Aufl. Berlin, Grote 1902) lehrt uns, wie wir sein und bleiben sollen: „Alleweg treu, ohne Furcht und Scheu!"

So steht mit der Jahreszahl 1555 auf dem alten Eisen eingegraben, das Meister Martin, der Schmied, als Erbstück stolz verwahrt. Alleweg treu ohne Furcht und Scheu sind auch alle die Menschen, die sich in seiner Umgebung zusammenfinden, der Konrektor von Sachsenhagen Fritz Wolkenjäger, der alte Leutnant Bart, der Schmiedegeselle Hennig, der Köhler im finstern Wald und darin die köstlichste, reizendste Blüte Ännchen von Rhoda, ein Findelkind, das dem wackern deutschen Leutnant 1809 in der Schlacht bei Talavera in Spanien als Beutestück zugefallen war. Annie ist die Hauptperson der Geschichte. Niemand weiß zunächst um ihre romantische Herkunft. Und erst am Schluß wird ihr selber offenbar, daß ihr Vater ein in französischen Diensten gestandener Oberst Otto von Rhoda sei. Von Sehnsucht nach seiner Heimaterde zurückgetrieben, stirbt der arme müde Mann gerade in dem Augenblick, da er sein zerfallenes Stammschloß Trautenstein bei Sachsenhagen wiedersieht. Fritz Wolkenjäger heiratet das elternlose Ziehkind des alten Leutnants, das die Not und Wirrnis der Zeit in Heimat und Fremde im eigenen Leben, im innersten Herzen erfahren hat.

Paul Gerber, von dem wir die erste ausführliche Würdigung der Raabeschen Werke besitzen (1897), bezeichnet Ännchen von Rhoda, auf der die ganze Not des Jahrhunderts lastet, als die Verkörperung damaliger deutscher Schwäche und Zwietracht. Allein ihre Sehnsucht windet sich los in lieblichster Klarheit. Dies ist das Bild für des Dichters Wunsch und Weissagung. Von Anfang bis Ende geht durch diese Erzählung die Erinnerung an die vergangene Demütigung und Erhebung Deutschlands, zeigen sich die Zeichen der Trauer und Niedergeschlagenheit darüber, wie nutzlos eigentlich alles gewesen sei. Aber es lebt auch die Hoffnung. Die Menschen, die hier fernab von dem großen Gang der Geschichte ihre stillen Wege wandern, fühlen die politische Schwüle herannahen. Doch sie behalten schließlich die Palme des Sieges und Friedens.

„Nach dem Großen Kriege" ist Raabes erstes größeres Geschichtsbild. Er entwarf und vollendete es, wie H. A. Krüger feststellen konnte, in der Zeit vom 17. August bis 27. Dezember 1860, gedruckt erschien es bei Schotte in Berlin 1861, erlebte jedoch erst 1902 seine zweite Auflage. Dabei ist das Buch eines der gehaltvollsten und formvollendetsten nicht bloß Raabes, sondern in deutscher Sprache überhaupt.

Wie Goethes Werther erzählt Fritz Wolkenjäger in Briefen seine Geschichte. Andere Erzählungen sind hineinverwoben, so daß „Nach dem Großen Kriege" gleich-

zeitig eine mehrfach verschlungene Rahmenerzählung darstellt, aus der immer wieder Ännchen von Rhoda als Leitfigur hervortritt.

Nicht umsonst zitiert der Dichter Homer und Dante, ihr großer epischer Geist eignet auch ihm. Der Grundton der Erzählung freilich ist lyrisch, märchenhaft, romantisch. Ähnliche Gestalten wie Annie sollte Raabe in „Else von der Tanne", im „Schüdderump" u. a. später noch öfter zeichnen, in der „Hollunderblüte" war sie ihm vielleicht erstmals bereits erschienen. Sie ist ein echt romantisches Wesen. „Sie hat blonde, ins Rötliche schimmernde Locken und Augen — dark blue and tender. Sie ist zierlich wie eine Elfe und vielleicht achtzehn Jahre alt." Kleists Käthchen von Heilbronn, Brentanos Schönes Annerl und vor allem Goethes Mignon sind ihre berühmten Schwestern. Der Kollaborator, ihr Geliebter, hat, wie das bei allen Schulmeisterfiguren Raabes zutrifft, man denke nur an Horacker, deutliche Beziehungen zu Jean Pauls vergnügtem Schulmeisterlein Wuz. Aber Fritz Wolkenjäger, dieser unverbesserliche deutsche Idealist, ist wohl kerniger, fester, männlicher, als jene Schöpfung eines sentimentaleren Dichters. Treu und trotzig wie der biedere deutsche Meister Martin, der Küfer, bei E. T. A. Hoffmann, tritt uns ferner Meister Martin, der Schmied, entgegen. Das mondbeglänzte Zauberland der Romantik tut sich vor unsern Augen auf. Märchenklänge, die an Tieck und Novalis erinnern, bezaubern uns. „Komm in den Wald, Merlin, der Alte lebt noch," heißt es einmal. Und begeistert bekennt Fritz Wolkenjäger in seinem achten Brief dem Freunde Sever: „Der deutsche Wald gewann sein gutes Recht über den befreiten lateinischen Schulmeister. Die bekannten Berge und Täler lagen hinter mir, der Reiz des Unbekannten trat an mich heran. Nun ritt mir zwar auf meinem Wege Heinrich von Osterdingen nicht entgegen, ich sah nicht den blonden Eckbert durch die Büsche gleiten, Ritter Hüldbrand und Undine sind mir nicht begegnet, der Oheim Kühleborn hat mir nicht durch tollen Wasserspuk den Pfad versperrt; aber alle diese Leute und Gestalten hätten mir doch begegnen können; der Tag und das Herz waren ganz dazu angetan. Ob das wohl nicht der wunderschöne Vogel war, der im Gebüsch sang:

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut
In ew'ger Zeit.
O, wie mich freut
Waldeinsamkeit!

Ist es gewiß, daß ihm Frau Berta den Hals umgedreht und ihn im Garten begraben hat?"

Prächtige Landschaftsbilder gleiten an uns vorüber, immer im Zusammenhang und in Übereinstimmung mit den handelnden Personen, ihren Ereignissen und Empfin-

dungen. Dunkle, enge Gassen und Tore — Giebel und Schnitzwerk, altersschwarze Kirchen mit hohen Türmen und feierlichen Glocken. Auf dem Marktplatz vor dem altertümlichen Rathaus lauscht der Brunnenritter dem Geschwätz der wasserholenden Dirnen . . . Stimmungen also wie bei Lortzing, Schwind, Eichendorff.

Volksliedartige Weisen hallen bald scherzhaft heiter, bald schwermütig traurig, bald feurig begeisternd hin und wieder. Der Erzähler Raabe hat diese Schmetterlinge seiner Muse selbst eingefangen.

Die Namen Körner und Friesen erinnern an Lützows wilde, verwegene Jagd. Seume, der hessische Freiheitskämpfer, der auf dem Friedhof zu Teplitz begraben liegt, feiert selige Urständ. Der alte Leutnant war ja einst sein Zeltbruder gewesen und hält sein Andenken persönlich aufrecht. Fritz Wolkenjäger wieder kann den befreundeten Dichter „der bezauberten Rose" und „Cäcilie", den weiland Göttinger Studenten Ernst Schulze, ebensowenig vergessen. So ist „Nach dem Großen Kriege" an Anspielungen überreich. Selbst Hegel, Gentz und Metternich dürfen in diesem poetischen Zeitbild nicht fehlen. Fritz Wolkenjäger gesteht, weniger von Botanik zu wissen als der Wiener Kongreß von der Weltgeschichte. Er spricht von den krummen Wegen des Herrn von Metternich, von dem falschen, nächtlichen Schakalgeheul um die Lagerstätten des deutschen Volkes. Er schreibt: „Ich weiß, daß jene Bettlerin im Dorfe Ratsch in Schlesien, welche ihr einziges Bettuch zerschnitt und die Hälfte davon zu Verbandzeug hergab, ein größeres Gewicht in die eine Schale des Geschicks unserer Nation geworfen hat als der gesamte Wiener Kongreß mit allen seinen Aktenbündeln in die andere."

Aber nicht nur die großen Romantiker der Poesie und Politik, sondern auch einer ihrer zeitlosen Nachfahren, Adalbert Stifter, steht deutlich wahrnehmbar im Umkreis dieses Werkes. Seine tiefste, leidenschaftlichste Schöpfung „Die Narrenburg", von der mir einst Detlev v. Liliencron bekannte, er habe sie mehr als dreißigmal gelesen, steht stofflich und stilistisch in mehreren Partien Raabes Novelle nahe. Trautenstein, das verfallene Schloß, mit seinen alten Bildsäulen und dem wundersamen Porträt einer heißblütigen Dame, Ännchens Ahnfrau, die Gewitterschwüle, die über dem Ganzen vor der Enthüllung des Familiengeheimnisses brütet, haben ihre Parallelen in Stifters „Narrenburg". Auch die „Schwedenzeit des Hochwalds" wirft ihre Reflexe auf Raabes „Nach dem Großen Kriege".

Schon Hoffmann und Tieck hatten eine geheimnisvolle Begebenheit aus der Zeit der Befreiungskriege novellistisch behandelt. Hoffmanns „Erscheinungen" und „Der Geheimnisvolle" von Tieck, beide von warmherziger nationaler Gesinnung beseelt, führen uns ebenso wie Stifters spätere „Bergmilch" (in den „Bunten Steinen") einen Unbekannten vor, dessen Abkunft erst am Ausgang der Handlung klargestellt erscheint und eine glückliche Lösung herbeiführt. Es sind das alles literarische Verwandte des Obersten von Rhoda in Raabes Erzählung.

„Wir kommen aus dem Dunkel und gehen ins Dunkel! Sieh nach den Sternen, gib acht auf die Gasse!" Diese tiefsinnige, in Erdenlust und -Leid erprobte Weltanschauung unseres Dichters offenbart uns auch „Nach dem Großen Kriege". Ein Vorfahr Raabes war, wie er mir selbst erzählte, zu Wolfenbüttel einst Lessings einziger Umgang gewesen. Etwas von dessen klarsichtigen, scharfpointierten Gesprächen, ihr Geist hat sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt. Und so liebt Raabe die Romantik zwar als Poesie, nicht aber als Dämmerdunkel des Lebens, als verschwommene Wirklichkeit. Er ist vielmehr des sonnenhellen Tages Freund. „Das Wunder macht nicht lebendig, sondern tötet! Leben ist nur in der Wahrheit!"

Und so sucht auch Fritz Wolkenjäger seinen Freund Sever, der von Italien schwärmt und in der Fremde umherzieht, zum Glauben an das deutsche Volk und Vaterland zu bekehren! Mit nüchterner Beharrlichkeit will er am Werk der nationalen Zukunft bauen helfen.

„Mein teures deutsches Volk, ist nicht immer zur rechten Zeit einer dagewesen, der dich errettet hat und dir zu essen gab? Ist nicht der Martin Luther gekommen und der Lessing und jüngst noch der Sänger der Freiheit Friedrich Schiller?" — —

Raabe möchte alle kosmopolitische und sonstige Schwärmerei aus dem Herzen seines Volkes reißen und dafür Klarheit im Erkennen und Wirken pflanzen. Der Allerweltsdusel ist der Deutschen schlimmster Erbfeind. „Wann wird die Zeit gekommen sein, wo es solche deutsche Krankheit nicht mehr gibt? Nun, wir haben manche böse Seuche überwunden im Laufe der Jahrhunderte, den Veitstanz, den schwarzen Tod, das schleichende Leiden der Empfindsamkeit und andere mehr: wir werden auch deines Übels genesen sein, wenn die Sonne ein einiges, starkes, freies Volk auf der germanischen Erde bescheinen wird." So schreibt Fritz seinem Freund Sever nach Rom im Jahre des großen Hungers 1817.

Der deutschen Burschenschaft läuteten bald die Sterbeglocken. Und schon flatterte auch das Band schwarz-rot-golden zerschnitten in alle Winde. Die Hoffnung auf ein deutsches Reich schien begraben.

Wie aber wandelte sich die Zeit! Aus der dumpfigen Luft, aus den schweren Nebeln jener Tage erhob sich unser Volk zu den drei deutschen Gipfeln, die alle Alpen überragen, zum alten Brocken, wo deutscher Geist dem bildlosen Wodan opferte, wo deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Menschheitsrätsel führt, zur Wartburg, wo die „gute Wehr und Waffen" der deutschen Sprache neu geschmiedet wurde, zum Kyffhäuser, in dem die große Zukunft der Stunde harrt, da die Raben nicht mehr fliegen werden, der Stunde, wo „ein Volk geboren wird". Welch eine andere Nation, fragt uns der Dichter, kann solche Bergesgipfel aufweisen?

Fritz Wolkenjäger gibt uns die Antwort an die Hand in seiner nationalen Se-

Zeichnung von Wilhelm Raabe

sinnung, die da lautet: „Wenn ich die Kraft und Macht anschaue, welche aus dem Boden wächst in dem Volke, welchem Gott diesen Boden im Herzen von Europa gegeben hat, so kann ich nun und nimmermehr mir denken, daß alle die Kraft und Macht nur dazu wachse, um als verspottetes Spielzeug und Tändelwerk zu dienen in den Händen weniger kindischer Pfaffen, Höflinge, Weiber, Diplomaten und blödsinniger Kriegsknechte! . . . . nein, nein, die deutsche Eiche steht noch aufrecht, und wird noch durch die Jahrtausende in Herrlichkeit und Pracht grünen und blühen und alle Völker unter ihrem Schatten versammeln."

Das ist der völkische große Lebensglaube Wilhelm Raabes. Machtvoll ringt er sich aus dem verworrenen Treiben, aus der farbenreichen Handlung der Geschichte „Nach dem Großen Kriege" zum Licht empor. Deutschnational lebte, dachte und dichtete Raabe auch dann, als das neue deutsche Reich längst begründet und gefestigt war. Er konnte sich nicht entschließen, die Waffen weiterzugeben, als jüngere poetische Kräfte wie Liliencron, Schönaich-Carolath, Wildenbruch nach seinem Vorbild im nationalen Geist des Vaterlands Wiedergeburt feierten. Er überlebte seine literarischen Erben und überragte sie wie seine Vorgänger und Altersgenossen auf dem Felde deutscher Erzählungskunst, auch den großen Schweizer Gottfried Keller.

Beim Tode Detlev von Liliencrons

sandte Wilhelm Raabe folgendes Beileidsschreiben an die Witwe:

„Hochgeehrte gnädige Frau! Erst vor zwei Wintern hatte ich die Ehre und die Freude, Ihrem Herrn Gemahl auch persönlich zu begegnen. In voller Daseinsfrische und Kraft saß er mir an einem schönen Abend gegenüber, und nun ist er auch vor mir, dem Achtundsiebzigjährigen hinweggegangen! Eben erst mein lieber Freund Hans Hoffmann, vor kurzem Ernst von Wildenbruch und nun auch unser lebenstapferer Streiter und Sänger Detlev von Liliencron! Wer von den Neuen ersetzt uns allen diese drei Charakterköpfe und Menschen? Teure Frau, der Name Ihres Gemahls wird bis in die fernste Zeit in unserem Volke seinen guten Klang behalten und sein Werk seine Wirkung tun. Mit herzlicher Teilnahme an Ihrem und der Ihrigen Schmerz in Ergebenheit Wilhelm Raabe."

Zwei Gedichte

von Hans von Wolzogen

I

Abu Telfan

Sein Abu-Telfan hat ein Jeder,
ein Jeder auch sein Nippenburg,
nur leider findet nicht Jedweder
zur Katzenmühle sich hindurch;
und ist doch rings in Näh' und Fernen,
im Wirrsal von Geschick und Schuld,
nicht bess're Weisheit je zu lernen
als von der „lieben Frau Geduld". —

II

Schüdderump

Du hast uns nicht die Welt „verschönt"
durch eitel Lack und Farben,
nicht mit dem Leben uns „versöhnt"
durch Träume, die verstarben.
Du hast das tiefe Leid der Welt
in Schönheit selbst verwandelt
und als ein rechter Dichterheld
an deinem Volk gehandelt.

Nur wer der Seele Worte lieh
und Bilder ihrem Schweigen,
im Abendduft der Poesie
darf er den Spuk uns zeigen,
Der dunkle Karren roll' heran,
wir werden nicht erbeben;
was leiden und was sterben kann,
soll lieben und soll leben!

Die Frauengestalten in den ersten zwei Bänden von Raabes „Erzählungen"

Von Marie Speyer

Es ist das Skizzenbuch. In feinen zagen Strichen wird hier versucht, was vertieft Gestalt und volles Leben annehmen soll in den reich ausgeführten Gemälden der Romane. Aber die anmutigen Umrißzeichnungen haben schon selbständig ihren holden Reiz für sich und in der Reihe ist manches Kabinettstückchen, das in seiner geschlossenen Komposition und harmonischen Gliederung künstlerisch vielleicht mehr befriedigt als die ab und zu etwas verworrenen Linien der größern Entwürfe.

Die alte Universität! Mit einer lieblich wehmütigen Idylle beginnt das Bilderbuch. Nur wie ein blasser Schatten taucht die Erinnerung an die arme Antonie auf, die so früh gestorben, um derentwillen Ernst Cellarius sein junges Leben lassen, Siegfried Hartriegel zum Mörder werden und als Ruheloser hinaus in die weite Welt fliehen mußte. Zur Tragik ist hier, wenn die Heldin selbst sich auch im Hintergrund verflüchtet, das Schicksal des Mädchens gestaltet, das zwei Männer lieben. In der Chronik der Sperlingsgasse hatte Johannes Wachhoder sich zur stillen Resignation durchgerungen, das Motiv kehrt in ähnlicher Form gerne wieder, in den Kindern von Finkenrode, in den Leuten aus dem Walde. Fest auf dem Boden der deutschen Erde steht Jungfrau Ehrhardine Cellarius, des Herrn Pastors zu Sachsenborn einziges, liebliches Kind, kein komplizierter Charakter, das einfache deutsche Mädchen mit dem schlichten Sinn, ein bißchen Mondschein, ein bißchen Lindenduft, eine warme, glückliche Liebe.

Nach dem idyllischen Präludium die ergreifende Volksballade: Anneke Mey von Stadtoldendorf, die Marketenderin, das wilde, zigeunerhafte halbe Kind wird inmitten der grausigen Beleuchtung von Sturm und Brand im meuternden Heere vor Rees unter den Füßen der Kämpfenden vom Junker Christoph von Denow auf sein Pferd gehoben und davon getragen. Alles Gute und Liebe und Schöne und Starke und Weiche der sich aus der Knospe erschließenden Frauenseele hat der Dichter in das arme wilde Kind des Volkes hineingelegt. Furchtlos rettet sie den Versinkenden aus den Wasserfluten, mit dem Verfolgten flieht sie im Novembersturm über die Heide in ihrem elenden Karren, hält das Haupt des wunden Christoph von Denow in ihrem Schoß und spricht ihm zu und verhüllt ihn wie eine Mutter ihr Kind, mit einem groben Soldatenmantel. Anneke Mey aus Stadtoldendorf ist ein Soldatenkind. Sie stützt das Haupt des erschlagenen Reiterhauptmanns, sie scheut keine Bedrängnis und keine Angst des Elends und der Flucht. Nur am Gerichtstage, da kauert sie am Prellsteine unter dem Torgewölbe des Mühlenturmes. Einen grauen Mantel von

schwerem groben Tuch hat sie dicht um sich geschlagen, das spitze Hütlein, durch welches ein klein rundes Loch ging gleich der Spur einer Büchsenkugel, tief in die Stirn gedrückt, ihr Haupt stützt sie auf beide Hände und starrt regungslos auf die schwarzen Massen des fürstlichen Schlosses, welches jenseits des Okergrabens hoch emporragt in den dunkeln Nachthimmel. In ihrer dumpfen Betäubung denkt sie nicht, alles in ihr scheint tot. Liebt sie den Knaben Christoph von Denow von den Reitern, den sie droben als Meuterer eingesperrt haben? „Ist das dein Schatz?" fragt der Gefreite Arendt Jungbluth. Ein leises Zittern überlief den Körper des Mädchens, sie antwortete nicht und schüttelte das Haupt und senkte das Gesicht in die Hände und legte den Kopf auf die Knie. Plötzlich stößt sie einen Freudenschrei aus, Arendt Jungbluth hat ihr etwas zugeflüstert. Und Anneke Mey von Stadtoldendorf geht in Nacht und Grauen hinein zum Geliebten in den Turm. Anfangs leise, dann lauter beginnt sie zu singen das alte Lied vom Falkensteiner. Und sie tritt mitten unter die Meuterer, und aus dem Haufen fiel keine schnöde, böse Rede, es war als ob durch das Erscheinen des Kindes jedes trotzige, wilde Herz milder geworden wäre. Sie saßen bei einander, Christoph und Anneke, neben dem Kamin und die Dirne schluchzte und lächelte durch ihre Tränen, sie vergaßen alles um sich her. Bis dann um drei Uhr der Hahn zum erstenmale krähte und Anneke scheiden mußte. Was kein Kriegszug vermocht, das hatte das erste tiefe, wehe Herzeleid getan: es hatte das Kind gebrochen, es matt und müde gemacht bis zum Tode, Anneke lag in stumpfsinniger Erschöpfung. Aber auch nur bis zum letzten entscheidenden Augenblicke. Da gibt die Herzensnot ihr Mut und Kraft zurück, sie fliegt zum Herzog, sie erwirkt die Begnadigung, vor sich auf dem Pferd, halb ohnmächtig, todbleich bringt ein Reiter sie zur Richtstätte. Zu spät! Mit dem wehen Rufe: „Leb wohl, süße Anneke" ist Christoph von Denow zusammengestürzt, die Kugel des treuen Knechtes Erdwin im Herzen, eines adeligen Todes. Leblos sinkt das Mädchen auf den leblosen Körper des Erschossenen. Leise fielen einzelne weiße Flocken herab. Sie mehrten sich von Augenblick zu Augenblick und deckten bald, einem Leichentuche gleich, die Körper des Junkers Christoph von Denow und der Marketenderin Anneke Mey aus Stadtoldendorf. — Auch eine zeitgenössische Dichterin, Enrika von Handel-Mazetti hat dreimal in ihren drei großen Romanen das alte Volksliedmotiv der Frauenliebe und Treue, die ausharrt bis zuletzt, bis unter die Schrecken des Schaffots, gestaltet. Mit ihrer dramatischen Wucht und ihrer reichen lyrischen Fülle wirkt sie vielleicht erschütternder, ich weiß aber nicht ob tiefer als der sächsische Dichter. Wenn man das Bruchstück des Rhapsoden vergleichen kann mit der vollen Kraft des epischen Sanges, so scheinen mir die den ganzen Gefühlsreichtum bindenden reinen strengen Umrisse von Raabes Frauengestalt doch auf eine straffere Kunst zu deuten als die etwas zu sehr ins Weiche zerfließenden Konturen der „armen Margaret".

Bereits im Junker von Denow hat kurz aufgeleuchtet in die Verzweiflung des Verlassenen die Erinnerung an das süße reine Bild seiner Mutter. Von den wenigen Zeilen der Selbstbiographie, die Raabe dem „Heidjer" geschenkt, gehört ein starker Bruchteil dem Gedenken seiner eigenen Mutter und alles dessen, was sich für ihn selber geknüpft an den lieben Finger, der ihm um 1836 herum den Punkt über dem i wies. Früh tritt in seiner Dichtung die Gestalt der Mutter auf. Ein wehmütiges rasches Gedenken ist es im Schulmeisterlein Haas, wo zum erstenmal in den kleinern Erzählungen Raabe auch die flüchtigen Umrisse versucht zu einer jener milden Kreuzträgerinnen, die dann später immer bei ihm wiederkehren.

Vertieft ist dieser Charakter der stillen, duldenden Frau in Hermine Wolke in der Erzählung: Wer kann's wenden? Es ist das Martyrium des Weibes, das an einen schwachen Mann geknüpft ist, langsam, langsam bis auf die letzte Linie das Bild zerstört sieht, das sie einst selig im Herzen getragen, und die doch nicht aufhören kann zu lieben. Albertine Lippoldes an der Seite des haltlosen sinkenden Künstlers in Pfisters Mühle, Antonie Häusler im Schüdderump, die zusammenbricht unter der Niederträchtigkeit ihres Vaters, steigern dann bis zur Tragik das Loos dieser Frauen, in denen die Saiten der Seele nur darum so fein und reizbar gesponnen zu sein scheinen, damit sie um so weher zerspringen an der Gemeinheit des Lebens. Ein echter großer Dichter aber fügt die Klänge zusammen, kein Ton von falschem Pathos mischt sich hinein, die Melodie zerfließt nicht in weichlicher Süße und sie bricht nicht mit einer schrillen Dissonanz ab, der Dichter führt zur versöhnenden Harmonie. Und zart und mild wie Frauenhand selber spinnt seine Dichtung einen lichten weichen Schleier um die ärmsten der Armen, die schönen verlorenen Kinder, die schutzlos, als holde Knospen, die kein Stacheldraht hegt, zum Zertreten preisgegeben sind den dunkeln Mächten, die bis jetzt unsere stolze Zeit noch nicht zu wenden vermochte. Raabe fühlte sich nicht berufen zur großen Geste des anklagenden Propheten, aber an diesem größten Frauenleid konnte seine von einer festen Weltanschauung getragene Dichtung nicht vorübergehen. Das kleine, liebliche, rührende Röschen Wolke, das so jung geknickt sterben mußte, weil es keinen andern schützenden Freund im Leben gefunden als den armen, lächerlichen Heinrich Knispel und zu spät den alten Leutnant Ringelmann, es ist eine erste Skizze zu Antonie Häusler im Schüdderump, die zuletzt ihr alter Freund, der Ritter von Slaubigern, auch nicht retten konnte vor dem Leben.

Zu einem weichen, schwermütigen Volkslied, das Letzte und Tiefste nur verhalten symbolisch andeutend, hat der Dichter das Geschick des armen Kindes gestaltet. Die Schwarze Galeere ist ein großartiges Stück epischen Sanges, gleich den mächtigen Klängen des Wilhelmus von Nassauen, der es trägt. Wie die Verkörperung ihres heldenhaften Volkes selber erscheint die lieblich stolze königliche Mygga von Bergen in ihrer rührenden Verlassenheit und Treue und in ihrem triumphierenden Glück auf

dem dunkeln Kriegshintergrunde der Seusenkämpfe. Die Erzählung ist das Seitenstück zum Junker von Denow, nur dort die bis in den kleinsten Zug ausgearbeitete lebendige Psychologie, hier die großzügige Freskolinie, auch im Charakter der Heldin, dort das tapfer um den Geliebten kämpfende und ringende Kind, hier die mehr passive Geliebte, um die der Held sich schlägt.

Weiter im Bilderbuch! Da gleitet in rascher Vision ein blondgelocktes liebliches Kind vorüber, es hat die Schürze voll Blumen und Ranken und streut sie auf des toten Dichters Grab. Da sind wieder zwei stille Kreuzträgerinnen, das Weib des armgewordenen Friedrich Martin Kindler aus Rothenburg am Harz und die Frau des reichgewordenen Christian Jakob Heylinger, die „sanfte, geduldige, milde Seele", die eine stirbt um des verlorenen, die andere um des gewonnenen Reichtums willen, im letzten Grunde beide am Unrecht, das sie nicht wenden konnten. Die Frau des reichen Mannes aber hinterläßt ein Kind, das einst durch seine Liebe Leid und Unrecht sühnen soll. Die schöne Laurentia Heylingerin gehört auch zu den passiven Heldinnen Raabes, sie tut scheinbar nichts, sie beglückt nur, wie die Blume, durch ihr Dasein. Doch „wie eine Pflanze, die in der feuchten, kalten Wohnung des Armen sich windet und ihre Ranken streckt, bis sie die Stelle erreicht, die der einzige eindringende Sonnenstrahl trifft, so rang diese junge, eingeschlossene Seele zum Licht, und als sie es gefunden hatte, entfaltete sie sich zu einer Blüte, welche der harte Kampf mit der Finsternis und der Verlorenheit um so köstlicher, duftender, strahlender machte."

Man spürt's diesen Zeilen an, daß sie den Hungerpastor verkünden; zum erstenmal in den kleinern Erzählungen drückt der Dichter bewußt das seelische Ringen, den Hunger in der Frauenseele aus. Und gleichzeitig mit dem Hungerpastor schreibt Raabe dann seine liebliche Hollunderblüte, die Geschichte Mahalaths der Tänzerin und Jemima Löws, die aus dem Schmutz und der Dunkelheit der Judenstadt zu Prag sich hinaufsehnen zum Lichte, sich dabei zu Tode ringen, aber um den Preis des Lebens erst voll und ganz ihre Seele gewinnen. In der kleinen Jemima Löw ist bereits die ganze seelische Entwicklung Antonie Häuslers im Schüdderump vorgedeutet.

In der stolzen Athela, des Bürgermeisters von Hameln schöner Tochter, um derentwillen die Hämelschen Kinder hinausgeführt werden in den Koppelberg auf Nimmerwiedersehn, versucht der Dichter einmal auch hinunterzusteigen in die dunkeln Tiefen der Frauenseele, er hat es nicht oft getan. Und wenn einmal, wie bei Mademoiselle Bullot, der Gastwirtstochter, in der Erzählung „Ein Geheimnis", so weiß er auch hier den lichten Flecken zu finden, der in keiner Menschenseele ganz fehlt. Es ist gewiß kein künstlerisches Unvermögen bei Raabe, er hat auch die Nachtseiten des Lebens zu zeichnen vermocht, das ganze Leben, wie es ist. Es ist vielleicht etwas anders, ein Zug altgermanischen Fühlens, wenn Raabe in jedem Weibe noch „etwas Heiliges" sieht, auch im allerärmsten. Und meist sieht er die Frau so, wie Else von der Tanne

dem Prediger Ehrn Friedemann Leutenbacher zu Wallrode im Elend zum erstenmal erschien: umwoben vom schimmernden Glanz einer lichten Sonnengloríe. Es tut eigentlich gar nichts, das reine holde Kind, das der wehmütig lieblichen Erzählung, der schönsten einer, die Raabe geschrieben, seinen Namen gegeben hat, es ist bloß da; wie so oft noch zeichnet Raabe die Umrisse der Frauengestalt durch die Reflexe in der Seele des Mannes. Und der Lichtschein, der auf Else von der Tanne ruhte, wich nicht, er war stark genug, mitten im Grauen des dreißigjährigen Krieges, unter den Trümmerhaufen des zertretenen Magdeburgs, in der verlassenen Wildnis des Thüringer Waldes, dem Magister Konradus den Glauben an das Leben zu erhalten, und er trug in das arme Leben Domini Friedemann Leutenbachers, Dieners am Worte Gottes zu Wallrode im Elend eine solche Glücksonne hinein, daß vor ihr alles versank, Armut und Kälte, Elend und Not, Schmerz und Verfolgung, bis der holde Glanz in der Christnacht des Jahres eintausendsechshundertvierzigundacht aus dem irren Schneetreiben und dem pfeifenden eisigen Winde heraus, die er nicht spürte, ihn umfing und ihn im Traume hinüberführte in jenes Land, wo die Ketten fallen und die Wunden heilen. Else von der Tanne führte die Seele des Predigers aus dem Elend mit sich fort in die ewige Ruhe.

In solchen Typen, sie kehren immer wieder bei Raabe und nie verlieren sich ihre herben Umrisse ins sentimental Weichliche, verdichtet sich der ganze Gefühlsreichtum einer reinen verinnerlichten Seelenpoesie. Sie deuten auf den einen, den romantischen Pol in ihm, sie führen zu Jakob Böhme, in die Stille, in die Einsamkeit, in die Verinnerlichung. Ihnen stehen verständnislos gegenüber, die da nur ein Leben kennen, das der Tat, des äußern Erfolges; für die ist dann Raabe der Dichter des passiven Quietismus. Fehlt ihm die Kraft und hat er wirklich den Boden der Welt, wie sie ist, unter den Füßen verloren?

Da tritt neben Else von der Tanne, das süße Glück der deutschen Verbannten im Elend, die Spanierin Donna Camilla Drago. Die Orlogschiffe der Geusen haben sich vor die Stadt Pavaosa auf Sankt Thomas in der Bai von Guinea gelegt, die Pest wütet, die Stadt ist den Flammen preisgegeben, der Feldherr ist gefallen im umzingelten Schloß, wo das letzte Häuflein Spanier sich zusammengedrängt hat, da stürzt Camilla Drago auf die Mauer des Schlosses: „Spanien für immer!" „Wie der schöne, aber tödliche Genius dieser glühenden Insel erschien sie nun; es war, als habe die verderbliche Macht der tropischen Sonne in ihr einen Körper gefunden; nicht Pedro Telley, sondern Camilla Drago im Bündnis mit dem Feuer vom Himmel verteidigte das Kastell Pavaosa. Bis es nichts mehr zu verteidigen gab, die Geusen und die Wilden zum letztenmal vor dem Schlosse standen und mit ihnen der Tod. Camilla schlug den Blick nieder und sprach: „Wir müssen sterben, der König kann uns nichts helfen; es ist nichts um uns, als das öde Meer, die Nacht und der Feind; — über

uns ist Gott; lasset uns sterben als katholische Christen! es ist der Wille Gottes." Camilla küßte die treue tapfere Greisin, die alte Wärterin und Freundin ihrer Kindheit. „Es ist nichts mehr zu sagen", sprach Donna Camilla Drago, „wir haben Zeit genug gehabt, uns zu rüsten, wir können still sein." Sie standen auf der Mauer von neun bis elf Uhr, dann setzten sie sich auf einen Steinhaufen, und Camilla legte den Kopf in den Schoß der Sennora. Auch die Nacht war ganz still, das Lager des Feindes schwieg, nur allerlei Leben der Tiere regte sich. Große leuchtende Käfer und Schmetterlinge schwirrten umher, und die Stimme des atlantischen Ozeans war lauter in der Nacht, als am Tage. Um ein Uhr war alles vorüber. — Es gibt dunkle Gewalten des Lebens, die so stark sind, daß alles an ihnen zerschellt, Mannesmut und Heldengröße des Weibes, das Leben ist nun einmal öfter Trauerspiel als Lustspiel, und die Frau vor allem kann es auch nach tapferem Ringen am Ende doch nur besiegen durch den innern Sieg stiller Seelengröße.

Das Leben schreitet aber auch nicht immer dahin in den stolzen Rhythmen des Heldensanges. Im lieben Deutschland vor allem ist und war es zu allen Zeiten auch Idylle, kleinbürgerliche, philisterhafte Idylle. Der wahre Lebensweise, der es ganz kennt, der hinausgedrungen ist über sein Gewölk, bis er die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht, um mit Raabes altem Freund Jean Paul zu reden, er hat vor allem eines gelernt, ein gütiges, verstehendes Lächeln, und wohl auch ein helles, frohes Auflachen. Seht ihr sie in der guten Stadt Bützow im Lande der Obotriten, die Mamsell Hornborstel, die von dem Magister Albus Lanasse Sacharissa, Janthe, vom Kirchenbuche Julia Theresa Adolphine, von ihren Freundinnen und Freunden Julchen oder Jule, und von ihren Feindinnen und Feinden eine heimtückische, geizige alte Katze genannt wurde? Sie war über fünfunddreißig Jahre alt, erfreute sich eines kräftigen, sehnigen, wenn auch nicht runden Körpers, schwarzer, recht heller Augensterne, die Hohn, Tod und Verderben schon in manches Gegners Angesicht gesprüht hatten. Raabe durfte lachend ihre Wege und Schicksale aufzeichnen, weil er neben der Mamsell Hornborstel und dem Fräulein Aurora Pogge uns auch mit dem Freifräulein Juliane von Poppen und dem Fräulein Adelaide Klotilde Paula de St. Trouin bekannt gemacht hat und so vielen andern lieben, wunderlichen, altjüngferlichen Einkleidungen einer edlen, tapfern Frauenseele. Da ist Thekla, das hübsche, in ihren Träumen der Zukunftsgröße etwas übergeschnappte Weibchen des Lotteriekollektors Strinatzky und ihre zungengewandte und lebenskundige Hauswirtin, Madame Billig, da ist, mit etwas bitterm, satirischem Einschlag, die gottesfürchtige Frau Mette des gotteslästerlichen Kurators Herrn Jens Pedersen Gedelöcke, dessen toter Leib weder bei Christen noch bei Juden Ruhe finden sollte; da ist die wackre Frau Fortunata Madlenerin, die Wirtin zur Taube in Alberschwende,

in deren Hause der schwedische Korporal Knäckerbröd die letzte Heimat gefunden, eine aus der trefflichen Schar der Frauen, die mit beiden Füßen auf dem Boden der nahrhaften Erde stehen, um mit der Frau vom Lauenhof zu sprechen.

Und dann dürfen wir auch einmal in den Erzählungen zur Dämmerstunde niedersitzen zu Füßen einer jener stillen, gütigen Frauen, von denen ein ganzer Strom milden Friedens und beseligender Ruhe auszugehen scheint, und die, von der Frau Claudine im Abu Telfan bis zur Mutter von Velten Anders in den Akten des Vogelsangs nichts getan haben als das eine schwere Werk: das eigene stürmische Herz zum Schweigen zu bringen. Im Tone von Brentanos Chronika beginnt die ergreifende Geschichte vom Siegeskranz. Die hohe, stolze Jungfrau Ludovika hat im schweren Jahre 1813 mit vollem Bewußtsein soviel für das Vaterland dahingegeben, daß ihr nichts von ihrem schönen jungen Leben übrig geblieben war, und sie, deren Gedanken mit den Höchsten und Edelsten gezogen waren, niederkauern mußte im kindischen Spiel zu der kleinen Schwester. Von der Tragik der armen Irren und der um die Kindheit betrogenen kleinen Wärterin erzählt die stille Greisin im hellen Glanz der Abendstunde dem eigenen Kinde. „Es soll dir gut gehen, dein ganzes Leben lang, liebe Schwester, denn du hast mich nicht verlassen in meiner Not." Das Wort, das die arme Ludovika im letzten lichten Augenblick vor dem Scheiden der Schwester gesagt, es hat sich erfüllt, in Frieden verklingt die wehe Erinnerung der Greisin.

Es ist etwas Hartes um eine zerbrochene Kindheit, den schwarzen Schatten der auf den jungen Lebensweg geworfen wird. Kein herber Leid jedoch als im Elend sich erinnern an die Tage des Glücks. Alles holde, sonnige, stolze Glück, das in ein junges Frauenherz einzuziehen und alles schwere Leid, das es zu tragen vermag, seine hingebende Güte, seine Tapferkeit und Tatkraft, die weltüberwindende Kraft seiner Liebe, das hat Raabe vereinigt auf der jungen Nürnberger Patrizierin Mechtilde Grossin in „Des Reiches Krone". Das Kind hat sein lockig Häuptlein gesteckt in die grüne Laube, wo der Junker Michel Groland an der Seite des vertriebenen heimatlosen griechischen Mannes saß, um seine Sprache zu lernen, und seit der Stunde waren der wilde Junker und das Dirnlein verbunden auf immerdar. Mathilde, das ist Heldin, mächtige Kämpferin. Mechtilde Grossin, die Jungfrau ist es gewesen, die im Jahre 1422, wie die arme Ludovika im Jahre 1813, die Männer hinausgewiesen hat aus der Weltvergessenheit in die verwüstete, blutige, flammende Welt, in den Kampf um des Reiches Krone. Und der Geliebte ist nicht draußen geblieben, wie der Jäger aus dem Jahre 1813. Des Reiches Krone ward errungen, und vor des deutschen Volkes hohen Heiligtümern, auf dem Karlstein bei Prag da hatte Michel Groland gebetet, daß er für sich selber des deutschen Volkes allerhöchste Krone gewinnen möge. Sie ward ihm zu Teil, doch anders als er gedacht. Das war an einem anderen Tag, im Glanz der Abendsonne, zu Nürnberg unter dem Portal zum heiligen Geist, vor dem

Schrein, der des Reiches Krone barg und die dunkle Nacht folgte alsobald diesem glorreichen Glanz. Von den Stufen des Portales stieg die Jungfrau hernieder mitten im Volksgetümmel und legte ihre schöne bleiche Wange an die härene Kutte des Leprosen Michael Groland. „Willst du dein Wort nun nicht halten, mein Freund? Das Wort, das du gesprochen hast vor der Krone des Reiches? Heute vor der Krone des Reiches mahne ich dich daran, du Lieber. Die Erde ist für uns beide untergegangen; aber wir beide — du und ich, sind doch gerettet. Du stößest mich nicht von dir! Du verbirgst dich nicht mehr vor deiner Braut, vor deinem Weibe." Und dann ist die Grossin hingezogen und hat das grausame Schicksal des Grolanders geteilt. Und nach seinem Tode hat die Grossin noch ein gar schönes Leben gehabt. Mater Leprosorum! Sie hat den Namen wie einen Kranz mitten im Elend von Sankt Johann vom Boden aufgehoben und hat ihn wie eine Krone getragen bis an ihren Tod, und es sind viele gewesen, die haben sie selber des Reiches Krone genannt, doch zu ihren Ohren ist das Wort wohl nicht gekommen, es hätte auch keinen Sinn für ihr schönes Herz gehabt. Es mußten aber die Weisen sie um ihres Herzens Frieden beneiden.

Mechtilde Grossin ist nicht schwachsinnig, nicht matt und nicht müde, wie man die guten Menschen Raabes genannt hat. Sie hat nicht geklagt und nicht bloß geduldet. Auf welche Weise hätte sie wohl die Faust erheben sollen gegen das dunkle Gewölk, das über ihrem Haupte sich zusammenzog? Auf was anders als auf ihr tapferes Herz hätte sie sich verlassen können, da der Blitz einschlug? Mir dünkt, eine Weltanschauung, wie Raabe sie verkörpert hat in dieser Nürnberger Patrizierin, ist auch eine ewige, die auf das Vergängliche wie über ein Gleichnis herabblickt.

Gewiß, es ist charakteristisch, daß Raabe es liebt, Frauen zum Träger derselben zu machen, in den kleinen Erzählungen wie in den Romanen sind sie oft die Heldinnen. Das mag wohl noch einen tiefern Grund haben. Raabe sieht im Leben noch anders Lebens- und Erstrebenswertes, noch andere Kräfte und Mächte als das eine Problem, auf das der Roman für viele gestellt zu sein scheint, das erotische. Ihm erscheint die Frau nicht ausschließlich, nicht einmal vorwiegend, vom geschlechtlichen Standpunkt aus, er sieht in ihr vor allem das allgemeine Menschliche, nur in leicht modifizierten Umrissen. Das ist auch in künstlerischer Beziehung ein Vorzug. So kann er in seine Frauencharaktere viel mehr hineinlegen, als es eine Kunst vermag, bei der das Erotische und Geschlechtliche die Dominante bildet. So kann er neben Charaktere, die ganz Weib sind, Röschen Wolke, Else von der Tanne, Mygga von Bergen, andere stellen, die neben dem starken und mächtigen Gefühl, das die reine Dichtung Raabes gewiß so tief erfaßt hat, wie nach der seelischen Seite kaum eine andere, auch im vollen Reichtum des ganzen menschlichen Fühlens und Denkens und Strebens andere Züge entfalten: Anneke Mey, Ludovike, Jemima Löw, Mechtilde Grossin. Und so kann er sogar

Frauencharaktere schaffen, bei denen das erotische Motiv ganz fehlt oder doch nur leise angedeutet ist und die dennoch künstlerisch lebendig sind. Zu ihrer Entfaltung eignete sich mehr der weitere Spielraum der Romane, zu denen ich auch die längern Erzählungen der letzten zwei Bände rechne, als die geschlossenere Form der kürzeren Erzählungen, wenn auch die greise Sennora etwa auf Sankt Thomas schon hinweist auf das Fräulein von St. Trouin im Schüdderump. Dort werden wir ihnen wiederbegegnen.

Von den Frauen

Aber das ist nun einmal so und bleibt hoffentlich so: Nimmer hat ein neid- und gifterfüllter Konkurrent und Kollege uns soviel Fähigkeiten abgesprochen, als uns Schwester, Gattin und Tochter wegstreichen. Nur Großmütter und Mütter schreiben uns manchmal mehr an Tugenden und Verdiensten zu, als wir von Rechtswegen vor der Welt beanspruchen können. Wie selten hat eine Großmama einen Rüpel zum Enkel, wie selten eine Mama einen Esel zum Sohn . . . Altershausen

„Jar nischt!" sprach Schönow. „Bloß die uralte, tröstliche Jewißheit, det überall, wo et Noth an'n Mann is, diese lieben Würmer, dieset schönere Jeschlechte, kurz die kleenen Mädchen — die braven ollen Damen naturellemang nich ausjeschlossen — immer die ersten dran sind." Villa Schönow

Keine Weisheit, die auf Erden gelehrt werden kann, kann das uns geben, was uns ein Wort und ein Blick der Mutter gibt. Der Hungerpastor

Wilhelm Raabe und die deutschen Landschaften

von Josef Nadler

Der Blick für die Außenwelt wird durch langes Haften an gleicher Scholle zugeschliffen für ganz bestimmte Lichtwirkungen und Farbentöne, wird empfänglich für hundert Einzelheiten dieser Heimat und sieht große Wunder der Fremde nicht. Das leugnet niemand. Der Blick, das Ohr, die Seele, der ganze Mensch wird unter der Summe von Wirkungen, die von diesem Fleck Erde ausgehen, ein ganz bestimmtes, landschaftlich charakterisiertes Wesen. Und wie der Einzelne, so die ganze Sippe, die viele Menschenalter lang vom gleichen Wetter gebräunt, vom gleichen Acker genährt, von denselben Quellen gestillt wurde, die all diese Wirkungen weitergab, viele Generationen lang. Das gibt eine Einheit, landschaftlich begrenzt durch Linien, die sich fast immer auch mit den Grenzen der Mundarten decken.

Es gibt eine Kunst, die den Menschen aus all diesen Beziehungen herauslöst, ihn als Menschen schlechtweg sieht, ohne Zusammenhang mit einem bestimmten Stück Erde, oder wenn sie sein Schicksal doch damit verknüpft, dann gibt es eine äußerliche Fuge, die Verbindung klafft. In andern Künstlern wirkt der Atem dieses landschaftlichen Milieus fort, doch unbewußt und nur der Kundige kann sagen, an diesen Versen, an dieser Geschichte schrieb ein Sachse, ein Franke, eine Alamanne; der Held dieser Handlung stammt aus der Seele eines Bayern, eines Schlesiers. Technische Unterschiede gibt es da nicht. Und es gibt eine dritte Kunst, die arbeitet wohl mit denselben Worten und gräbt mit dem gleichen Stichel, aber ihre Arbeit läßt sich nach Art und Wirkung mit keiner andern vergleichen, ist gewissermaßen in den Sinnen verschieden, wo die andern technischen Möglichkeiten nur Qualitätsunterschiede sind. Sie wurde von wenigen geübt und Wilhelm Raabe hat diese Technik nach allen Seiten in die Höhe und Tiefe ausgebaut. An dreien seiner Bücher, am „Schüdderump", am „Hungerpastor" und an „Eulenpfingsten" kann man seinen Schachtfahrten in die letzten Gänge nachsteigen.

Die furchtbaren Schicksale des Schüdderump sind nichts in der Schweiz, an der Küste oder irgendwo. Aber der Brocken, der Harz, das ist ihr Hintergrund. Dieses seltsame Gebirge, von Sachsen, Thüringern und Franken umwohnt, deren Phantasie der Berg, so verschieden diese Stämme sonst nach Gemütsart und Charakter sind, so gleichartig und gewaltig beherrscht. Diese enge Landschaft ist zunächst gewissermaßen das Material, der Block, aus dem die Figuren gehauen werden, diese Landschaft, eine geschlossene Einheit von Wind- und Wetterstimmung, von Mensch und Erde, von Vergangenheit und Gegenwart, Kultur und Leben. Brockenduft über allem; Raabe zeichnet den Berg zuerst nach allen Beziehungen, als Wetterprophet und wunder-

baren Magnet der Seelen, als Wettermacher für die Stimmungen der Anwohner. Auf diesem mythischen und mystischen Boden, zwar von den gleichen Grundfarben übergossen, aber ins feinste differenziert, sind die Menschen verteilt. Zunächst ein allgemeiner nationaler Kontrast: Deutsche und das alte französische Fräulein. Keine Deutschen schlechtweg, sondern Niedersachsen, Niedersachsen, wie sie der Harz von Jugend auf erzog, die wackre, tätige, geradausschreitende Frau von Lauen, die Jane Warwolf, die ganze Sippe und neben diesen Sachsen den sächsischen westfälischen, Edelmann Herrn von Slaubigern. Es ist entzückend zu beobachten, wie Raabe eigentlich kein Mensch des 19., sondern des 16. Jahrhunderts war, wie er jede Falte dieser wunderlichen Seele kennt, sich an ihren Histörchen freut, wie es keinem von uns mehr möglich ist; Stimmung und Farbe des 16. Jahrhunderts hat er allein lebendig getroffen; immer und überall haften sie ihm an. Herr von Slaubigern ist kein Westfale schlechtweg, sondern wenn er auch als Kürassierleutnant bei Leipzig mitritt, ist er als das gezeichnet, was den Westfalen berühmt gemacht hat, als Pädagoge, und wirklich mit keinem andern Schulbuch in der Hand als dem alten Amos Comenius. Der Kreis wird immer enger, in dem sich die Menschen drehn, ganz im Innern, im Mittelpunkte stehn die zwei Menschen des Brocken, die natürlich nur alte Weiber sein und als Hexen gezeichnet werden können: die Bewohnerin des Siechenhauses von Krodebeck, die Allmann und Jane. Das ist der echte eigentliche Brockengeist. Jane sagt es selbst und: „Hätt' man nicht den festen Boden unter sich und Tag aus Tag ein mit den Lümmeln vom Sichsfelde zu tun, das Grauen sollte einem über diese alten Spukgestalten, die man hier zur Gesellschaft hat, am hellichten Tage ankommen", meint der Administrator Fröschler. So verschieden in der Einheit all diese Menschen sind, sie haben alle etwas vom zweiten Gesicht des Niedersachsen, des Westfalen, haben etwas Schemenhaftes, das mit dem grauen matten Glanz des Spinngewebes leuchtet, leise Schritte, die unhörbar schlürfen, Augen, die einen in einer stillen Minute erschrecken, selbst die Französin ist in solcher Umgebung so geworden: Brockenduft, der Höhenrauch des Harzes.

Das wäre nun freilich weder neu noch schwer. Wer jährlich dreimal die heimatliche Wiese mäht und seine Romane erntet, kennt das Heu gar bald am Duste, und da das Gras auf dieser Wiese immer gleich wächst, kennen auch andere sein Heu schon von weitem. Das ist Manier, Spezialität. Aber wenn aus solchen landschaftlichen Einheiten, wie es die Harzpartie des Schüdderump ist, aus Einheiten verschiedener Herkunft, verschiedenen Kolorits ein Ganzes zusammengebaut wird, wenn der Knabe aus dem Weserländischen Eschershausen Frankfurt und Österreich ebenso tief erfaßt wie den Brocken und diese Lichter durcheinanderspielen läßt, dann gibt es eben den Tag, wie er wirklich über die Erde scheint, und der ihn leuchten läßt, ist ein Lebensschöpfer, dann ist eben das der Realismus, der das dichterische Weltbild wahrhaftig und künstlerisch macht.

Für diese drei Menschen, die aus dieser Landschaft des hohen Lebens treten, brauchte Raabe ein Milieu, eine „hohe Schule des niedrigsten Lebens", wie er Wien später nennt, ein Symbol der großen Fremde, in der der fremde Geist Krodebecks wurzelt, in der Tonie zugrunde gehn und Henning gefestigt werden kann, ein Milieu, das in allem verschieden sein mußte, was dem Lauenhof am Harz das charakteristische Gepräge gab. Er fand es in der gegensätzlichsten Landschaft, die sich zum Brocken denken läßt, in Wien. Da ist der Schneider, Tonies Großvater, dem man in der Heimat das Wunderbarste zutraute und dem man das Gewöhnlichste nicht glaubte, emporgekommen, ist Edler von Haußenbleib geworden, schon der Name bezeichnend für das, was Raabe schildern wollte, das niedrige Leben der Oberfläche, das niemals in die Tiefe dringt, sondern draußen in den Vorhöfen bleibt. Und indem er dieses Milieu mit einer Schärfe und Sicherheit ohnegleichen erfaßte, indem er es kontrastierend und durch seine Helden organisch mit der Harzlandschaft verbunden zu einer Einheit zusammenfügte, indem er die alten Menschen Krodebecks und des Lauenhofes in diese Gewässer tauchte, daß sie aufs wunderbarste verwandelt durch das Kristall scheinen, kam ein Kunstwerk zustande, dessen Technik es nicht ein zweitesmal gibt. Es ist stets als höchster Triumph dramatischer Seelenkunde betrachtet worden, aus einem kleinen Gedankenkeim die ganze Seele des Helden, sein ganzes Wesen sich aufblättern zu lassen, naturgemäß und unabänderlich wie Blumen wachsen, so daß kein Faden, keine Farbe in der Blüte wäre, der nicht geheimnisvoll im Keime lag. Hier sind aber zwei Landschaften und Menschen darauf, in denen alle Salze und Fruchtkörner des Bodens Leben geworden sind; und alle Handlungen, jede Stimmung, jeder Gedanke, Luft und Licht sind auf dieses verschiedene Milieu abgetönt, und die Menschen, die aus der einen Welt in die andere treten, werden wie sie, ziehen fremden Duft und fremde Kräfte eben dieser Erde an sich. Auf seiner großen Reise durch Süddeutschland und Österreich bis Italien 1859 hat Raabe dieses andere Leben kennen gelernt und für einen Niedersachsen unbegreiflich sicher erfaßt.

Da hebt es schon an, als der ehemalige Häußler, der jetzige Edle von Haußenbleib auf dem Lauenhofe seine Enkelin Antonie begrüßt: „Jesus Maria, ganz wie ihre Mutter, ganz wie mein liebes Kind! Ganz wie ich sie mir vorstellte und wünschte! Tonerl, Tonerl, du bist's! Du bist's gewiß und wahrhaftig, und hier hast du mich, hast du deinen armen alten Großpapa." Österreichische Mundart in ihrer ganzen lauten Sentimentalität, in der schmeichelnden Koseform des Namens, in Wortwahl, Betonung und Melodie der Rede. Und das auf der Zunge eines Harzsprößlings, der sich verösterreichert hat und eben damit Verwirrung in die alte Heimat bringt und dieser Redeschwall auf dem Lauenhofe, vor dem Ritter von Glaubigern, vor Jane, vor Antonie und der Frau des Hofes! Gegensätze des Stammestums und der Landschaften, eben weder Schmuck noch äußerliche Beigabe, sondern Zweck und Absicht, um zu zeigen

wie die Gegensätze des Lebens im Temperament verschiedener Sippen und verschiedener Stammesabkunft wurzeln. Haußenbleib nimmt die Enkelin fast mit Gewalt vom Lauenhofe, wo sie ihre Jugend verlebte, wider ihren Willen nach Wien in sein glänzendes Elend. Henning reiste ihr nach. Wie der Niedersachse in ihm zerschmilzt, je näher er der Stadt kommt; er wird förmlich zum Österreicher. Der Stephansturm steht natürlich im Mittelpunkte, der Stephansturm und der Brocken! „Es ist doch eine vornehme Stadt. Schade, daß wir sie nicht an unser Berlin anhängen können." — Der Schüdderump erschien 1870 — „wir würden dann, glaube ich, jedes andere Nest rundum den Erdball herum um mehrere Nasenlängen schlagen." Es kommt eine fremde Stimmung über ihn, keine Krodebecker, die echte Wiener: „Es lebe die Gegenwart!" — am Harz verzehren sie sich vor Bangen um die Zukunft. — „Da wäre ich doch ein Narr, wenn ich mich in Wien an einem Haar ekeln würde, das die andern vor einem Menschenalter in Krodebeck in der Suppe fanden." Eine unendliche Fülle charakteristischer Züge dieser Landschaft sind vom Grunde gehoben: der Dialekt des Fiakerkutschers, Paraden der Weißröcke und Militärmusik, der „hintere Trakt", Hausmeister, Lakaien und Kammermädchen. O Krodebeck und Lauenhoff, Herr von Glaubigern und Siechenhaus! „Mir gefällt dieses Wien ausgezeichnet und jetzt, ganze Eskadron marsch! Liefre dein Elend aus, oder Jott sei uns jnädig! ich nehme es mit Sturm," ruft der alte Halberstädter Kürassier und Erbe des Lauenhofes Henning. Rom und der Erdball kann nicht von Goslar aus regiert werden, denkt er in Erinnerung der alten sächsischen Kaiser, aber Krodebeck und der Lauenhof auch nicht von Wien aus. Und die Wiener Frauen: „Sie haben uns schon manchen braven Intriganten von ihrem biederen Norden hieher hinuntergeschickt; allein dies kleine bleiche Passionsblumerl schlägt doch alles, was uns in dieser Art zuteil wurde," meint Frau Emanuele Werdenberg im Wagen zu Henning und winkt mit der weißen rechten Schulter gegen die Wohnung des Edlen Dietrich Häußler von Haußenbleib, wo Antonie, die Harzblüte, dahinwelkt. Nichts fehlt in diesem Leben, nicht einmal Nestroy und „Einen Jux will er sich machen".

Und dann das dritte Milieu, das österreichische Oberitalien vor Magenta und Solferino, wo der Edle von Haußenbleib „Verona verproviantiert". Im alten Palast eines Patriziers zu Venedig verschachert er seine Enkelin an einen Grafen mit dem guten österreichisch-polnischen Namen Basilides Conexionsky, das Mädchen, das hoffnungslos auf Henning wartet, ihren Spielkameraden vom Lauenhof. Die Lösung wird in Wien gefunden, im Hause des Edlen Dietrich, der gute, wackre, derbe Henning, hilflos und ratlos dem Verlobten Conexionsky vorgestellt; da schlägt sein altes Temperament wieder durch, wie im Traume sieht er die Dinge gleiten, vermag keines zu fassen und keines zu drehen nach seinem Willen, bis ein Wagen unten vorfährt, bis die Stiege herauf der uralte, müde und doch siegreich sichere westfälische Edel-

mann von Slaubingern steigt, ein Brockengespenst aus anderer Zeit und Welt, mit der selbstverständlichen Ruhe des Todes, vor dem das Leben sich beugt, die aufjubelnde Antonie, seinen einstigen Schützling und Liebling an sich zieht. Er kann vor dem polnischen Grafen nur eine Sterbende retten, doch er rettet sie. In dieser großartigen Szene erheben sich die stammestümlichen Gegensätze zu allgemeiner menschlicher Gültigkeit, werden Symbole von Lebensmächten, der Größe und Kleinheit, da prallen die beiden Welten nun zusammen, der sächsische Geist der Brockenlandschaft, das innere Leben der Größe und Tiefe, das eben darum voll Tragik ist, und der Geist der Donaustadt, wie ihn Raabe empfand, das Leben graziöser Nichtigkeit, das niedere Leben, die Entartung eines Völkergemisches, Oberfläche, darum nur Komödie. Als alles zu Ende ist und Antonie begraben, führt Henning den irren westfälischen Ritter nach Hause, der Edle von Haußenbleib wird weiterhin die österreichischen Garnisonen verproviantieren und Graf Basilides Conexionsky sich eine andere Braut suchen. Sie hörten den Schüdderump niemals rollen, dazu gehört die nächtliche klare Seele und das klingende Ohr des niedersächsischen Temperaments, wie es der uralte Wettermacher und Wetterkünder, der Brocken, erzogen hat.

Es ist klar, daß Raabe die peinigenden Fragen des Daseins aus dem Verhängnis verschieden veranlagter Blutgemeinschaften schöpfte. So erhielt sein Fatalismus die ganze grausame Wucht, die er im Schüdderump über die Wegsteine rumpeln hörte. So ist es ja wohl auch. Die wenigen Tropfen vererbten Blutes, in denen der Einzelne sein Schicksal empfängt, sind nichts gegen die dunkle Gewalt, die in den Strömen ganzer Stämme und Völker daherrauscht. Da ist kein Einzelner mehr, da sind es unübersehbare Scharen, die hilflos in den Fluten treiben, in den Fluten aus einer Quelle. Tausende, die der Strudel hinabschlingt, die er verschlang und verschlingen wird, solange dieses Blut sich über ungezählte Generationen vererbt, geben ein ganz anderes Schauspiel furchtbar prächtigen Untergangs, als ein Einzelner mit seinem dünnen Stammbaum einiger unheilgesegneter Ahnen. Rollte nur einer aus dem Schüdderump in die Grube, verlohnte sich's dann, das seltsame Vehikel aufzubewahren und gruselndstaunenden Fremden zu zeigen? Aber die ganze Sippe, Mutter, Tochter, Ahne und Enkel, die aus dem Karren fallen und sich im Stürzen noch mit den Gewändern festhäkeln in nutzloser Gegenwehr, das ist ein Schauspiel erst für Götter und Menschen. Die Quelle zu dieser einzigen Technik Raabes, den Einzelnen nur als Abbild ganzer Sippen zu zeichnen, war sein Pessimismus. Am klarsten macht das der „Hungerpastor".

Wo konnte die Heimat eines Theologen, eines lutherischen Pastors sein, der das Kreuz seines Standes gewissermaßen als Vertreter der Gesamtheit tragen sollte, wo konnte der Fleck Erde sein, der als typische, als die eigentliche Heimat des lutherischen Pfarrers gelten muß? Seit dem 16. Jahrhundert war es Nordhausen. Da, um die goldene Aue herum bis gegen das Mansfeldische und Magdeburgische. Da ist die

Vaterstadt des Johann Jakob Nikolaus Unwirrsch, Raabe nennt sie Neustadt und es kann nur das Thüringische gemeint sein. Hier ging der Dichter noch weiter zurück, von den Stämmen und Nationen zu den Rassen und hier betonte er eines stärker, den Stand. Unwirrsch, der Schustersohn trägt die Vornamen zweier berühmter Schuster Hans Sachs und Jakob Böhme. Der Vater wollte es so. Da ist wieder eine Tradition, zum Blute die der fortgeerbten Beschäftigung, eine Quelle mehr für unentrinnbares Verhängnis. Hans Unwirrsch und sein Jugendgespiele Moses Freudenstein, der spätere Doktor Theophilus Stein, tragen die Idee des Buches, den Gegensatz im Temperament des Germanen und des Semiten. Beide aus armseliger Wiege. Der Schuster sparte die ergreifend ärmlichen Münzen zusammen, weil sein Sohn weiter kommen sollte als er, weil er von dem, was heimlich und kaum hörbar in der Seele des Vaters tönte, den vollen Klang hören sollte; der alte Freudenstein öffnet die heimlichen Schätze seines Kramladens, daß Moses sich räche für die Unbilden, die man dem Judenbuben getan, weil Wissen Macht ist, Genuß und Rache. Und als Studenten beide wie verschieden! Moses sieht das jonische Meer nicht leuchten wie der Germane neben ihm, wenn der Doktor Fackler Thukydides erklärt. Der Semite sucht die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens in die Fächer der Logik zu ordnen. „Je mehr Wissen er aufhäufte, desto kälter wurde sein Herz." Neben diesen Grundproblemen, ganz auf Rassegegensätzen aufgebaut, bewährte Raabe den feinsten Blick für die Erde, etwa für das nüchterne, niederfränkisch Betriebsame und Praktische der fast rein niederfränkisch besiedelten Magdeburger Gegend. „Die Aussicht blieb überall dieselbe, man sah von jedem Standpunkt aus zwei oder drei Dörfer, zehn bis zwanzig hohe Schornsteine, zehn bis zwanzig Windmühlen und hie und da einige zerrissene Fichtenbestände. Kornfelder gab es wenige; aber sehr schöne Zuckerrüben wuchsen bis über den fernsten Horizont hinaus."

In Berlin lösen sich denn die Schicksale auf. Das Zeitkolorit war hier die Hauptsache und wie das Thema des Buches, das Emporsteigen des Judentums, ihre Herrschaft über Deutschland von Paris aus auf die Zeit des frühen jungdeutschen Geistes um 1830 deutet, so schuf Raabe mit seinem Berlin dieser Jahre, den getauften Juden, dem Nachduft der Romantik, der jungdeutschen, genialen, exzentrischen Kleophea, den derben treuteutschen, rohen und groben Kämpen von 1813 ein unübertreffliches Meisterstück, wie man eine Stadt oder Landschaft im Schein einer bestimmten Zeit zu erfassen hat. Er erweiterte noch den Kreis und führte in der kleinen Pariserin Henriette Trublet, der verführten und verlassenen Geliebten Freudensteins, das französische Element ein. Mit der Schilderung des ostpreußischen Grunzenow, diesen Seelandschaften, schwerster Eigenart, folgte er seiner intuitiven Gabe sich einzuleben und einzufühlen.

Im „Hungerpastor" ist Raabes Absicht viel deutlicher, weil er sie auf zwei einzelne kontrastierende Typen gründet. Er spricht sich auch weit offener über sein Ziel aus.

Und doch ist der Thüringer hier viel allgemeiner und rein menschlicher gehalten, nicht weil er von seiner Technik abgewichen wäre, sondern weil die Gegensätze zum Franzosentum und zum Semiten eben auch auf der andern Seite den allgemeinsten, entsprechenden Begriff verlangten, den Deutschen, den Germanen, nicht einen einzelnen Stamm, den Thüringer oder Sachsen.

Das feinste, was sich denken läßt, die einzelnen Elemente eines Stammes wie des Rheinfranken, gerade an der Stelle, in der Pfalz, wo er sich mit dem Alamannen vermischte, ist in „Eulenpfingsten" zu bewundern. Das allgemeine Milieu ist Frankfurt. Die intimsten Klänge des Frankfurter Dialekts sind nachgebildet; das Hausmädchen Lisle spricht, wie mans von Bettine Arnim und Frau Aja mit Entzücken hört. Die Frankfurter Kultur ist idealisiert, der Genius loci Goethe spiegelt sich in tausend Verwandlungen. Immer sind Beziehungen zu Goethes Leben angeschlagen und wie einst der junge Götterlieblng, wandert Elard auf der Straße zwischen Darmstadt auf und ab. Und nun die Personen. Der Tabakfabrikant Florenz Nürrenberg, Kommerzienrat, geboren zu Rottweil am Neckar, „das Deckblatt für die Pfälzer Havanna". Das waren die Alamannen gewiß für das Südrheinfränkische. Er rühmt sich seiner schwäbischen Abkunft, zitiert seinen Landsmann Schiller, auch ein pikanter Kontrast im Goetheschen Frankfurt, und schwört beim Herrgott von Blaubeuren. Er ist der reine Alamanne, der im Fränkischen nicht unterging. Sein Sohn Elard ist Professor der Ästhetik in Heidelberg, der echte fränkisierte Alamanne, Elardus wie ihn Raabe bisweilen nennt. Man muß an die feine klassische Stadt der humanistischen Poeten denken, an das Heidelberg um 1500, wenn Elards Hellenismus in leuchtenden Farben geschildert wird. Doch der Typus für das fränkisch-alamannisch Gemischte im Pfälzer des Südens ist Fritz Hessenberg, der alte Revolutionär, der eben jetzt im Alter zu Romanshorn bedenklich zu einem reinen Alamannen sich zurückverwandelt hat. Er selber faßt alles zusammen: „des Chaos wunderlicher Sohn — Goethe; des Glückes abenteuerlicher Sohn — Schiller" und will damit die beiden Repräsentanten der fränkischen und alamannischen Stämme zeichnen. Eine Sippe für sich sind die Nebelung, Vater, Schwester Lina und das Töchterchen, Herrn Elardus Erkorene. Tante Lina nennt die Nebelung eine eigene Familie und weiß seufzend und fröhlich der horchenden Nichte von ihren Charakterzügen zu berichten. Sie selber war, weil Hessenberg nicht der ihre werden konnte, nach Amerika gegangen — die Pfälzer Kolonien da drüben! — und als sie eben zurückgekehrt ist, bringt sie in das alamannisch-fränkische Chaos, das gerade am tollsten sich gebärdet, Ordnung. In Nebelungs Wohnung finden sich denn alle zusammen: Tante Linas alter Liebhaber Hessenberg und der neue, der Kommerzienrat Nürrenberg; der junge Nürrenberg und Nebelungs Tochter; und der Alte sieht wieder seine Schwester zum erstenmal. So sind die wunderlichen Elemente beisammen, die die rheinfränkische Familie bilden.

Raabe wollte das mit voller Absicht zeichnen; sie leuchtet in jeder Zeile auf. Er brauchte sich nicht an Riehls so fein und tief empfundene Analyse des Pfälzer und rheinfränkischen Charakters zu halten. Wer Österreich so zu beobachten verstand, wie er, dem konnten die vorsichtig gezogenen Linien dieses herrlichen deutschen Stammes nicht entgehen.

So oder ähnlich hält er's in jedem Buche. Nur wenige haben die gleiche Technik geahnt, von den ältern Josef Rank etwa und sein Landsmann Josef Mesner. Ein grundlegender Unterschied von all den andern Bemühungen, den Menschen sichtbar vor Augen zu stellen! Wenn teilen herrschen heißt und gut unterscheiden und differenzieren klare Erkenntnis verbürgt; wenn das am schönsten ist, was die meisten Teile, die größte Mannigfaltigkeit in der Einheit hat und wenn wir den höhern Begriff nur in seinen untergeordneten Elementen erfassen, anschauen können, die Farbe nur als rot, blau und grün, so ist eben in dieser Kunst Raabes, den Menschen, den Deutschen, den Einzelnen in allen seinen Beziehungen zu Welt und Leben nur als Sachsen, Franken, Alamannen, Thüringer, Bayern zu schauen und zu greifen, das Höchste und Tiefste beschlossen, was sich dem Leben ablauschen läßt. Da der Deutsche, seit er ins helle Licht des Tages trat, niemals ein Volk war, da er nach Jahrhunderten stammestümlicher und politischer Sonderentwicklung kein eintöniges Volk werden konnte, da, was deutsch heißt, nur eine kleine Summe gemeinsamen Gutes der Franken, Sachsen, der Alamannen, Bayern und Thüringer ist, so liegt in dieser Kunst, die Raabe nur am auffälligsten vertritt, der Keim dessen, was man allein volkstümlich nennen kann, weil es stammestümlich ist. Die Einzelstämme waren die Träger des deutschen Lebens, wie rot und blau und gelb als dämmernden Begriff die Farbe abscheiden. Wenn es durch die Stämme, was die leidenschaftliche Pflege der Volkskunde hoffen läßt, neuen Tagen des Werdens und Reifens entgegengeht, wird Raabe wohl einer der Führer sein und wenn kein größerer mehr kommt, der einzige.

An Wilhelm Speck

„Ich muß in dieser Zeit manchmal bei mir denken, daß doch auch ein armer deutscher Dichtersmann von den himmlischen Heerscharen großer Ehren gewürdigt wird, da er den Advent noch für sich selbst feiern und seine eigne Rolle dabei mitspielen darf. Da sitzt man in seiner Stube und zieht währenddessen zugleich ganz heimlich da und dort in fremden Häusern ein. Wenn der Christbaum brennt, dann liegt man warm und schön mit den andern Herrlichkeiten mitten unter dem grünen Tannenbaum, und sind die Lichter heruntergebrannt, so ist's einem erlaubt, mit seinem bescheidenen Lichte noch eine Stunde oder gar mehrere weiter in die Nacht zu leuchten. Und das wiederholt sich nun alle Jahre und geschieht an immer mehr Orten. Freilich geht's oft recht langsam, aber man kommt doch schließlich jedes Jahr in ein paar neue Häuser und sieht einige neue gute Gesichter."

Was Raabe mir ist

Einem Künstler zu begegnen, ist Zufall oder Geschick wie jede andre Begegnung. Die Schule, die einem, was die Literatur belangt, ein Programm solcher Begegnungen aufnötigt, kann einen wohl zum Kennen-Lernen zwingen, nicht aber zum Erkennen bestimmen. Im Gegenteil, sie hindert das Erkennen oft und läßt einen im spätern Leben dem von ihr so aufdringlich Dargebotenen in weitem Bogen ausweichen. Jeder künstlerisch Empfängliche hat sich also trotz der Schule seine künstlerischen Erlebnisse selbst zuzuschreiben. Sunst der Stunde und Reife der Aufnahmsfähigkeit wirken zusammen, Eindrücke zu Erlebnissen zu schaffen. Und so hat jedermann nur die Künstler — Dichter, Musiker, Maler, Bildner — wirklich erfahren, die ihm unter gewissen unwägbaren Umständen so begegnet sind, daß es ein seelisches Ereignis geworden ist. Man liest und sieht (auf dem Theater) z. B. jahrelang pflichtgemäß Schillersche Dramen und hat nichts davon. Plötzlich einmal erlebt man etwa den Fiesko und behält ihn. Oder man durchwandert immer wieder Bildergalerien, ohne sie zu erfahren, bis einem eines Tages z. B. Perugino etwas Unverlierbares sagt.

Ich habe Raabe so erlebt. An einem Sommertag, in einem lieben versunkenen Garten meiner Kinderzeit hat mich die „Prinzessin Fisch" bezaubert, wahrscheinlich, weil kein Augenblick in meinem Leben ihrer Macht günstiger gewesen ist als jener melancholisch-selige, der aus scheidender Sonne, wildem Wein an hohen Wänden, weißlackierten Bänken, dem stillen Plätschern eines kleinen Springbrunnens und dem ganzen Reichtum unerkannter Kindessehnsucht bestand. Die Stimmung des träumerischen Buches und die eigene Träumerei der ahnungsvollen Segenwart und magischen Entrücktheit hatten den einen unentrinnbaren Einklang ergeben, der über alle Beziehungen tieferer Art entscheidet.

Es ist gleichgültig, ob man einen erkannten Autor in allen seinen Werken verfolge oder sich an einigen, einem selbst genügen lasse. Ein Dichter ist in jedem ganz. Mir ist Raabe der vollkommenste Ausdruck dessen geblieben, was einem Deutschen Sehnsucht heißt: Sie ist traurig wie der Frühling und traurig wie der Sommer, traurig wie der Herbst (der Winter ist nicht traurig, sondern tot); sie ist tief wie ein Brunnen, der immer den Himmel spiegelt, und sie ist treu wie der Duft der Blumen, der auch den Verwelkten bleibt. Diese tiefe, traurige, treue deutsche Sehnsucht aber kann wundersam lächeln. — Seele ist das Geheimnis der lächelnden Trauer. Seele aber heißt Heimat. Fragt bei Herrn Tristan weiter.

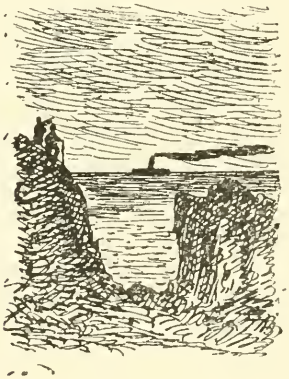
Richard Schaukal

Stammbuchblatt

von Heinrich Vierordt

Wilhelm Raabe! —
Mir ist, als schreit' ich am Wanderstabe
Durch ein grau verwittertes Tor hinein
Zum altertümlichen Reichsstädtelein;
Solddunstig flimmert der Abendschein
Und die Nachtglocken läuten den Sonntag ein . . .

Aus dem Fenster hinter dem Sinsterstrauß
Nicken freundliche Spitzenhauben heraus.
Am Rathaus unter dem Lindenbaum
Der Marktbrunnen sprudelt frischen Schaum.
Ich lehne zur Rast auf der steinernen Bank
Und kühle die Lippen mit köstlichem Trank.
Von ferne klingen, müde verhallend, die hellen
Wanderlieder der Handwerksgesellen . . .
Dann nachtet's . . . und blinkender Vollmondschein
Gießt sein Licht über Giebel und Gräberreih'n . . .



Das Romanhafte bei Wilhelm Raabe

von Hanns Martin Elster

Märchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.
Goethe

Wilhelm Raabes Werken ist von verschiedenen Seiten der Vorwurf gemacht worden, daß sie Romanhaftes im schlechten Sinne enthielten, nicht nur in den Handlungen, Charakteren, Gestalten, Namen, Äußerlichkeiten, Einzelheiten, sondern auch in der Ausführung. Dieser Vorwurf verlangt eine Nachprüfung auf seine Berechtigung hin; sie soll hier versucht werden, ohne daß ich allerdings alle Werke des Dichters analysieren kann; es genügt bei Raabe die Werke herauszugreifen, die als typisch für seine Entwicklung bekannt sind. Das Resultat ist in mancher Beziehung überraschend und setzt besonders den Vorwurf in eine eigentümliche Beleuchtung, die des Humoristischen nicht entbehrt.

Um festzustellen, was unter „romanhaft" im schlechten Sinne zu verstehen sei, wird es am besten sein, die Definition, die nicht leicht ist, durch Beispiele anschaulich zu machen. Alle Kunst ist zusammengesetzt aus Stoff und Behandlungsweise; während jener sich von selbst versteht und nicht den Künstler ausmacht, entscheidet diese erst über das ästhetische Vermögen des Schaffenden. Es gibt nun Stoffe, die nichts Romanhaftes enthalten, z. B. die Alltagsentwicklung eines Durchschnittsmenschen, eine typische Begebenheit,*) und solche, die an sich romanhaft sind, z. B. real und psychologisch unwahrscheinliche, unmögliche Vorgänge; beide Arten von Stoffen können durch ihre Ausführung ins Künstlerische, ins Dichterische erhoben werden, wie umgekehrt an sich nicht romanhafte Stoffe romanhaft behandelt werden können. Man vergleiche einmal Goethes „Braut von Corinth" mit dem Bänkelsängerlied „Zwölfe schlug's, da drang durch die Sardine ...": hier bleibt der in beiden Gedichten ähnliche Stoff in der romanhaften Sphäre, dort wird er in ein reineres Licht gerückt. Bei allen Stoffen kommt es letzten Endes also auf die Mittel an, mit denen der Künstler den Stoff bildet; sind diese unzulänglich, so bleibt oder wirkt der Stoff romanhaft. Diese Wirkung kann unbewußt hervorgerufen werden (Vulpius' Räuberromane, die Bücher der Marlitt, der Werner, der Eschstruth) oder — was natürlich am schlimmsten ist — bewußt, gewollt, um dadurch unedle Spannung oder noch bösere Triebe im Leser zu erwecken (Retcliffes wilde Romane, alle Schundliteratur).

Romanhaft ist ein Stoff nicht allein deshalb, weil er unnatürlich, unwirklich, unglaubhaft ist. Was haben E. T. A. Hoffmann, E. A. Poe, Andersen u. a. aus solchen

*) Ihren Verlauf schlicht und ergreifend zu erzählen, sieht Goethe als Aufgabe eines epischen Werkes an.

Stoffen gemacht! Gewiß kann man von einem Stoffe, rein äußerlich betrachtet, sagen, daß er an sich romanhaft sei; er bleibt es aber nicht, wenn ein Dichter ihn behandelt. —

Ist oder wirkt Wilhelm Raabe nun romanhaft? Wer die Werke unseres Dichters nur oberflächlich kennt, wird die Frage zugleich bejahen und verneinen; er trifft damit etwas richtiges, obwohl das Endurteil negativ ist. Betrachten wir die Stoffe, Handlungen, Gestalten, Namen in des Dichters Werken rein äußerlich, so scheint es wohl, als sei Raabe romanhaft; losgelöst von seiner Weltanschauung, von der humoristischen Grundstimmung, von der Ausführung sind seine Werke es in der Tat; aber was kann das besagen? Bleibt denn der Dichter als solcher noch bestehen, wenn ich ihm seine Weltanschauung, die Art und Weise seiner Stoffbehandlung nehme? Das heißt doch alle Kunst mißverstehen und leugnen! Da kann doch von einem tieferen Verständnis gar keine Rede mehr sein, zumal bei einem Weltanschauungsdichter — und der ist doch Raabe —, dem alles Äußerliche, alle Handlung, alles Geschehen letzten Endes nur Symbol ist, das nur im Zusammenhange des Ganzen verständlich wird; alles rein Stoffliche ist bei ihm von sekundärer Bedeutung.

Das wird am leichtesten zu erkennen sein, wenn wir das Romanhafte in Raabes Werken als solches — also so wie es dort „eigentlich" bis auf wenige wirkliche Ausnahmen nicht vorhanden ist — herausstellen und zugleich zeigen, wie es wirklich in den Werken sich befindet, wie es eben nicht mehr romanhaft geblieben ist oder wirkt.

Adolf Stern*) hat in feiner Weise unseres Dichters Entwicklung in vier große Abschnitte eingeteilt, die natürlich ohne feste Grenzen allmählich ineinander übergehen. In der ersten Periode, sagt Stern, spielt der Dichter noch gleichsam mit der Fülle seiner Gesichte und mit dem Glück und Leid des Lebens, in der zweiten hat er pessimistisch gestimmt die ungeheuren Widersprüche des Menschheits- und Menschendaseins erkannt und setzt den dämonischen Mächten die unbesiegbare Macht warmer Liebe und Resignation entgegen; in der dritten herrscht ein dem Pessimismus entwachsender Humor; die vierte ist gekennzeichnet durch die Neigung zum Abnormen, zu rätselhaften Gestalten und traumhaften Schicksalen.

Solche Einteilungen haben immer etwas Einseitiges und Willkürliches, sie gelten auch nicht absolut, Elemente der einen Periode sind stets noch in den anderen Perioden zu finden; im Ganzen trifft Adolf Stern das Richtige. Für uns ist die Einteilung wertvoll, weil sie den Dichter in seiner Entwicklung zeigt. Raabe selbst hat sich nie ein Hehl daraus gemacht, daß er gegen seine Jugendwerke bedeutend fortgeschritten ist; es ist in dieser Hinsicht interessant, die Vorworte zu den

*) Vgl. Adolf Stern, „Studien zur Literatur der Gegenwart". 3. Auflage, Dresden 1905. S. 275—294.

zweiten Auflagen seiner ersten Bücher durchzugehen. Als er 1895 seine Erzählungen sammelte, überließ er es dem Leser „ganz und gar, hier den Weizen aus der Spreu zu sondern"; denn es würde ihm angenehm sein, „wenn der Leser, was Erfindung, Darstellung und Charakteristik betrifft, beim Durchblättern dieser drei Bände hie und da einen Fortschritt zum Bessern bemerkt." Dieser Fortschritt führt aus dem Romanhaften immer mehr heraus; die Phantasie spiegelt dem unerfahrenen Dichter eine unerschöpfliche Reihe rasch aufeinanderfolgender Bilder und Szenen, Gesichte vor, die er künstlerisch noch nicht zu bewältigen vermag; er unternimmt ihre Darstellung mit unzulänglichen Mitteln; das Stoffliche überwiegt noch ebenso wie das Zufällige; das weit Auseinanderliegende wird mit Willkür zusammengeholt; von organischer Handlung ist noch nichts zu verspüren; einen bunten Strauß wild gewachsener Blumen umschlingt ein loses Band; unbeschadet der gelungensten Einzelheiten und zerstreuter Schönheiten fügt sich das Ganze noch nicht ineinander, sondern die Komposition ist nur äußerlich bedingt. Es ist bezeichnend, daß der Dichter die Jugendwerke selbst „Bilderbücher" nennt, so den „Heiligen Born" (entstanden: 8. September 1859 bis 18. Mai 1860): „Blätter aus dem Bilderbuche des sechzehnten Jahrhunderts"; so „Unseres Herrgotts Kanzlei" (entstanden: 3. März bis 21. September 1861); oder daß die Komposition die loseste Form, die ein episches Werk haben kann, annimmt: Tagebuchblätter wie „Chronik der Sperlingsgasse" (begonnen: Winter 1854, beendet: Sommer 1855), Briefe wie „Nach dem Großen Kriege" (entstanden: 17. August bis 27. Dezember 1860). Aber die Komposition und der Plan gehören nicht unmittelbar zum Wesen des Romanhaften, sondern nur dann, wenn Willkür sie bestimmt, wenn die Vereinigung des Stoffes: der Geschehnisse und Charaktere dadurch unwahrscheinlich d. h. unkünstlerisch ist; das ist nun allerdings in den Jugendwerken der Fall, besonders in „Der heilige Born".

Betrachten wir dieses Buches Vorgänge, das Erzählte unabhängig von dem Geiste, in dem es vorgetragen wird, nur hinsichtlich der Motive, so müssen wir zugeben, diese sind rein romanhaft: ein Pastor, der ein Werk „Von den vielen und mancherlei Naturen der Teufel" schreibt; seine Tochter hat sich in einen jugendlichen Taugenichts verliebt, dessen Charakter aber trotz aller tollen Streiche edel ist; der Vater ist natürlich Gegner dieser Liebe; aber sie setzt sich durch und „sie kriegen sich" trotz aller Hindernisse, trotz des Mönches, der aus Liebe zur Monika wahnsinnig wird, trotzdem Klaus Eckenbrecher die Stadt seiner Geliebten verläßt; aber Klaus Eckenbrecher ist ja ein tüchtiger Kerl: alles Gute, Bedeutende, Wichtige und Edle in diesem Buche geschieht durch ihn; überall hat er seine Hand im Spiele; seine Erkenntnis ist allen anderen voraus; er weiß sich sofort in das Wesen der dämonischen Fausta la Tedesca, la Maga zu finden. Gerade in Pyrmont treffen sich alle Liebhaber der schönen Italienerin; die Warnungen des Arztes Simone Spada bleiben im geheimnisvollen Dunkel,

denn der Graf von Spiegelberg muß sich doch in dem Garn der Fausta fangen, was er auch pünktlichst tut; aber er darf auch nicht darin zu Grunde gehen, im letzten Augenblicke und gerade Holzminden gegenüber kommt es zur Katastrophe; die Schuld findet ihre Sühne. Ein glänzendes Beispiel, wie sehr Raabe noch romanhaft bis ins Einzelne, bis in die Sprache hinein ist, zeigt besonders diese Katastrophe. Der Tag der Katastrophe ist „grade der Jahrestag", seitdem Eckenbrecher Holzminden verließ! Welch' romanhaftes Bild: Don Cesare Campolani im Kahn: „In der Rechten hielt er den blanken Degen, mit dem linken Arm umschlang er den Leib Faustas, welche schwer — schwer an seiner Brust lag und niedergesunken wäre, wenn der Ritter sie nicht gehalten hätte", — und nun das ganz verfehlte Motiv: „Blutige Tropfen rieselten über die linke Hand Cesares, welche das schöne Weib aufrecht erhielt!" Natürlich hat Klaus Eckenbrecher die Fausta getötet. An der Leiche Faustas schaut Cesare Campolani „wild" auf, bevor er geht, drückt er noch „einen letzten Kuß auf die bleichen Lippen Faustas", sein Auge überzählt „düster" die Genossen, er erhält natürlich alles, was er verlangt, so daß er sich „auf eines der herbeigeschafften Rosse" (natürlich: „Rosse") schwingen (!) und davonjagen (!) kann. Die Gegner kommen selbstverständlich zu spät; an „der Leiche der unbekannten schönen Frau, die von dem fremden wilden Ritter ans Land gebracht war", stehen natürlich Fichtner und Monika, worüber Klaus Eckenbrecher sehr erfreut ist, denn er kann nun noch, bevor es heißt: „Zu Roß! zu Roß!", „einen Kuß im Fluge auf den Mund der Monika drücken" (!). Mancherlei Hindernisse sind noch zu überwinden, ehe Klaus und Monika sich „kriegen", aber sie „kriegen" sich eben zum Schlusse doch, gerade an dem Abend, an dem der wahnsinnige Bruder Festus stirbt. —

Das sind nur einige Proben aus dem „Heiligen Born", aber ich glaube, sie genügen, um das Romanhafte dieses Jugendwerkes klar zu stellen. Doch ist die Klaue des Löwen schon zu spüren, der zukünftige Raabe kündigt sich in der Art der Behandlung an, es wird versucht, sich über die Kontraste und Inkonsequenzen zu erheben, die sentimentalische Stimmung soll das Ganze durchdringen, hier und da leuchtet der Humor schon durch, aber noch hat alles nur äußerlichen Zusammenhang mit den Geschehnissen; die Phantasie überwuchert noch alles und die Mittel, die technischen wie die stilistischen sind unfähig, das Erfundene, Kombinierte, Geplante, Nebeneinandergefügte zu gestalten. Bilder reihen sich an Bilder, eine romanhafte Szene folgt der andern, nur selten unterbrochen von reinerer Poesie. Entschuldigt wird das Phantastische ein wenig durch die Verlegung der Vorgänge ins sechzehnte Jahrhundert, dessen Farbenburtheit manches Unmögliche möglich erscheinen läßt und das Unmögliche in eine Distanz rückt. Wegen der guten Ansätze, die das Werk zeigt, ist es nicht ganz zu verwerfen, hat Raabe selbst es auch nicht verworfen; ihn bannt die Erinnerung, also das Gemüt, an das Buch, und weil wir unserem Dichter auch dem Gemüte nach nahestehen, wenden wir uns auch nicht ab, sondern uns wird auch „sehr wehmütig-vergnüglich zu-

mute" bei der Lektüre, wir sehen das Werk auch mit „ein wenig Kinderromantik" an. — Aber wir erkennen auch, wie der schnelle Wechsel der Bilder, Szenen, Lichter, Farben jede künstlerische Einheit unmöglich macht, wie die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens aus allen Erdenwinkeln zusammengeholt wird: eine Vorliebe für das Exotische, das Ausländische ist unverkennbar, während er später immer mehr sich nach Deutschland zurückzieht und das Leben in Ausschnitten darstellt. Die Fülle der unaufhörlichen Phantasieproduktionen drängt die Handlung schneller fort, verführt zu einer geringeren Vertiefung der Charaktere; die „brave, altverständige, nüchterne Muse des Nacheinander" hindert seine Einbildungskraft, seine Feder erzählt ihm zu langsam (Unsers Herrgotts Kanzlei S. 161), er kann erst nach den Geschehnissen diese erklären (Der heilige Born S. 226), „wie es gekommen war" (Die Leute aus dem Walde S. 206). Während er in „Kloster Lugau" die Leser wegen ihres Interesses an einer amüsanten und aufregenden, spannenden Handlung verspottet und nichts weniger als eine ähnliche geben will (S. 26), ist er in seinen Frühwerken selbst noch ganz im Banne des Erzählten und erst ganz allmählich gewinnt er die ästhetische und humoristische Distanz, erscheint das als nebensächlich empfunden, was äußerlich dem Menschen begegnet, wird das Interesse dafür erregt, wie die Geschehnisse erlebt werden.*) „Was alles der Mensch erfahren und ertragen kann, ohne in der Hand des Schicksals zu vergehen, wie ein Flöckchen Werg auf einem Kohlenbecken," das ist's, was der reife Raabe erzählen will und erzählt, der Raabe der „Leute aus dem Walde", des „Hungerpastors", worin der Dichter sich außerordentlich schnell fortentwickelt, allerdings auch hier noch immer mit romanhaften Motiven arbeitend, sie aber schon restlos überwindend dadurch, daß er sich der Handlung, der Geschehnisse nur bedient zum Zwecke der Stimmung, der Weltanschauung, der Charakteristik, weshalb er auch Handlungen und Geschehnisse fallen läßt, wenn sie ihm nichts mehr nütze sind. Das hat allerdings den Nachteil, daß seine Handlungen selten etwas innerlich Organisches haben, sie sind nicht gewachsen, sondern werden zusammengehalten vom Erzähler, der deshalb häufig auch selbst als „Ich" sich an den Vorgängen selbst beteiligt, deren romanhafte Willkür er dadurch beseitigt, daß er über ihnen steht; hätte aber eine Person nicht alle Fäden der Handlung in der Hand, so fielen sie leicht auseinander, wie es auch Herm. Junge (S. 25) bemerkt hat.

Greifen wir, chronologisch fortschreitend, noch einige Beispiele heraus. Die „drei Federn" (entstanden vom 3. Januar 1864 bis 7. April 1865), eines der am wenigsten beachteten Meisterwerke unseres Dichters, ist nicht in der Haupthandlung romanhaft, aber in vielen Einzelheiten: welch' Experiment, den jungen Sonntag durch Sekretär

*) Vgl. Hermann Junge, Wilhelm Raabe, Studien über Form und Inhalt seiner Werke. 1910, Fr Wilh. Ruhfus, Dortmund. Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft, Bonn, herausgegeben von Berthold Litzmann. IX. 140 Seiten. S. 21.

Pinnemann erziehen, in die sinnliche Unterwelt einführen zu lassen! Solch Versuch gelingt nur in Romanen, zumal mit der Rettung durch den Blinden, dessen Schwester Pinnemann, das böse Element, natürlich umgarnt. Vollends romanhaft ist dann die Flucht Pinnemanns mit Louise, die Verfolgung durch den unfehlbaren Detektiv, der noch dazu Taube heißt und Pinnemann einfängt. Hier hat auch nicht einmal die Grundstimmung das Romanhafte überwinden können; es bleibt als solches bestehen, ebenso wie bei dem kleinen Motiv, daß der Arzt Sonntag ein aufsehenerregendes, wissenschaftliches Werk schreibt; es schreiben sich solche Werke nur in Romanen so leicht!

Oder sehen wir uns das Motiv an, aus dem „Abu Telfan" (entstanden vom 14. April 1865 bis 30. März 1867) entquillt; dies herrliche Werk enthält die Geschichte eines Mannes, der zehn Jahre lang in „Abu Telfan im Tumurkielande am Mondgebirge" als Gefangener unter einem bösartigen Negerstamme gelebt. Ist es nun nicht bezeichnend, daß Wilhelm Jensen*) den Freund tropischer Vegetation und vor allem den Bewunderer der Gerstäckerschen Reiseabenteuer nennt, der sich durch die Ausgestaltung des Motivs enttäuscht sehen wird. Gerstäcker, das ist der Romanhafte par excellence, an ihn erinnert das Motiv Raabes: man sieht deutlich, es steckt etwas Romanhaftes darin.

Oder greifen wir zu einem der letzten Werke des Dichters, zu den „Akten des Vogelsangs" (1893). Da sagt selbst Wilhelm Brandes in seinem schönen Raabebuche**), daß es alltäglich romanhaft klingt, „daß der Held Velten Andres sein Leben an die Verwirklichung eines Jugendtraumes setzt und zugrundegeht, weil er „sie" trotz allem nicht erringt." Da haben wir also wieder das Romanhafte und nun kommt das Raabische, das Dichterische, das das Romanhafte in seiner Wirkung aufhebt: „Aber wie dieser Mensch (Velten Andres) mit dem kleinen Herzen, dem harten Kopfe und der weichen Seele dazu kommt, in der Jugendliebe seinen Lebensinhalt zu finden und zu verlieren, wie er nun klaglos auf Besitz und Heimat, auf all und jedes resignierend sich in sich selber zurückzieht und der Weisung des jungen Goethe: „Sei gefühllos, ein leichtbewegtes Herz ist ein elend Gut auf der wankenden Erde!" mit starkem Willen vergebens nachringt, bis er mitten in der menschenwimmelnden Großstadt einsam wie auf „Salas y Gomez" stirbt — dies alles, sich abhebend von dem normalen Familienglück des konkreteren Jugendfreundes ist so neu und geht so tief, daß ich in Raabes Schaffen nichts darüber kenne." —

Man sieht wohl jetzt schon deutlich, daß Raabes Phantasie, losgelöst vom Dichterischen und dem, was wir das spezifisch „Raabische" nennen können, durchaus

*) Vgl. W. Jensen, Wilhelm Raabe. Berlin 1901. S. 11.

**) Vgl. W. Brandes, Wilhelm Raabe. Sieben Kapitel usw. Zweite Auflage, Wolfenbüttel 1906. S. 19.

romanhaft ist. Betrachten wir das Konkrete, das bei Raabe nach Wilhelm Brandes als das Primäre entsteht, allein, so wenden wir uns leicht ab; aber dies Konkrete ist nicht das Ziel der dichterischen Gestaltung, er will damit nicht wirken, obwohl er daran eine naive Freude hat. Raabe liebt das Romanhafte nicht nur an sich, sondern auch an andern. Sieht man die Lieblingsautoren unseres Dichters durch, so überwiegen die sentimentalischen und die romanhaften neben den Philosophen. Fritz Hartmann gegenüber hat Raabe ja stets seine Vorliebe für den älteren Dumas betont, so weitgehend, daß er ihm „künstlerisch am meisten zu verdanken habe".*) Das will doch viel sagen, wenn er selbst das hervorhebt. Wenn Herm. Junge (S. 124) sagt, Raabe „wird Dumas (und Manzoni) wohl nicht mehr verdanken, als die anfängliche Vorliebe für eine bewegte Handlung, für Spannung, einige äußerliche Motive und — was dann freilich doch sehr viel wäre! — die Lust, selbst Geschichten zu schreiben", so bin ich doch geneigt, den Einfluß höher einzuschätzen. In der Jugendzeit ist er ganz deutlich; wie Dumas gibt er anfangs eine eingehende Schilderung der äußeren Erscheinung seiner Personen auf einem genau dargestellten, plastisch angebauten Hintergrunde; nicht mehr als Dumas bringt er in den Frühwerken Formeln an, seine Erzählerarbeit betreffend, was später zunimmt; und dann vor allem, Raabe nennt Dumas zu den verschiedensten Zeiten in seinen Werken, zuerst in „Abu Telfan", dann zehn Jahre später mehrmals im „Deutschen Adel" (entstanden 15. August 1876 bis 21. August 1877) und schließlich im „Kloster Lugau", ganz ausführlich und zurückweisend auf seine eigene Jugend in den „Akten des Vogelsangs" (1893; S. 33), wo die Kinder des Vogelsangs „nicht Schiller und Goethe, . . . sondern Alexander Dumas den Vater lasen und mit seinen drei Musketieren wie er die Welt eroberten". Aus diesen vier Ausführungen geht doch hervor, daß Dumas Raabes Leben begleitet hat und bei ihm zu jeder Zeit wirksam gewesen ist, besonders hinsichtlich der Erfindung. Dieser Einfluß hat, wenn wir den ganzen Raabe betrachten, so gut wie gar nichts zu bedeuten; ich hebe ihn nur so deutlich hervor, weil mein Thema es verlangt. Ferner nenne ich Eugen Sue, Goldsmith, E. T. A. Hoffmann, Lawrence Sterne, Jean Paul, Immermann, Dickens u. a. m., die alle etwas Romanhaftes haben, und erinnere daran, daß unser Dichter sich aus den alten Chroniken und Büchern gerne gerade die wilden, die von allem Typischen abweichenden Vorgänge zur Nach- und Ausgestaltung herauslöste; das mit vollem ästhetischen Rechte in den Novellen. Man denke zudem auch daran, wie stark Raabes Phantasie in jeder Hinsicht arbeitete; in der Jugendzeit, erzählt Hartmann, als Lehrling in Magdeburg „saß er oft bis tief in die Nacht hinein in seinem Stüblein und verschlang heißen Auges die Geheimnisse von Paris (vom romanhaften Eugen Sue), den Grafen von Monte Christo (von

*) Vgl. auch die Notiz im Lit. Echo 1901—02 S. 41, nach der Raabe selbst seine Beeinflussung von Dumas feststellt.

Dumas dem Älteren), oder Honoré Balzacs phantastische Glückshaut (!). „So ist's recht," verteidigte er im Alter noch diesen literarischen Jugendgeschmack, „in jungen Jahren muß die Phantasie aufgestachelt werden, und das wird sie am besten von den Franzosen. Was ist doch dieser Dumas ein Prachtkerl! Den lese ich bis auf diesen Tag immer wieder." .... Eines Abends, als wir bei heulendem Unwetter dem behaglichen Reiz zu Gespenstergeschichten nachgaben, stiftete auch Raabe zu allgemeiner Gänsehaut ein gruseliges Selbsterlebnis aus der Magdeburger Zeit. Der Sohn des Prinzipals erschoß sich einst in der Nacht, und der Lehrling, der nach Altvordernbrauch Tisch und Bett beim Lehrherrn genoß, wurde geweckt, den Toten aufs Lager bringen zu helfen. Er wurde so erregt von dem schauerlichen Tun, daß er nicht im Hause blieb, sondern den Nachtrest auf dem Sofa eines nachbarlichen Freundes durchschauderte. Am andern Abend suchte er sich wenigstens durch einen tiefen Trunk gegen ängstelnde Schlaflosigkeit zu feien. Als er darauf heimkehrend über den finstern Flur tappte, fühlte er sich plötzlich gerade am Totenzimmer mit brutaler Wucht vor die Brust gestoßen. Wie gelähmt stand er, nur ein Angstschrei gellte durchs Haus. Als man mit Licht herzueilte, erwies sich's, daß eine Ratte, die sich auf einem Tische an den Resten bereitgestellten Abendbrotes gütlich getan, den Aufschreier angesprungen hatte. Vier Wochen aber lag der Schreck dem Achtzehnjährigen in den Gliedern." Hier überwuchert die Phantasie die nüchterne Wirklichkeit! Man denke aber auch an Raabes besondere Vorliebe für „wildbewegte, abenteuerliche Historien", für „außergewöhnliche Vorkommnisse und Schicksale"; Hermann Junge hat diese außergewöhnlichen Motive zusammengestellt:

„Gewaltsame Übergriffe, Intriguenspiel, geheime Botschaften, Flucht und Verfolgung, außergewöhnliche Seelenzustände treten hier stark hervor. So die Krankheit der armen Kinderseele in „Nach dem großen Kriege", „welche mit der ganzen Not des Jahrhunderts beladen ist" (S. 93); der umnachtete Seelenzustand des Musikers in „Kinder von Finkenrode"; das Schicksal des Bankiers in „Leute". Auch im Hintergrunde werden gern solche Motive verwendet: in „Nach dem großen Kriege" (S. 23) die eine Frau, die ihren Mann aus Rußland erwartet; in „Unseres Herrgotts Kanzlei" die wahnsinnige Frau, die bis zu ihrem Tode die Heimkehr ihres Mannes aus der Schlacht erwartet (S. 178). Als führendes Motiv findet sich der Eintritt eines solchen Zustandes in „Im Siegerkranze". Es ist auffällig, wie oft in den ersten Erzählungen sich das Motiv der Verführung eines Mädchens (besonders durch einen Adeligen)*) findet (z. B. „Chronik" S. 51, 137: Graf Seeburg; S. 37, 162, Die Tänzerin; „Nach dem großen Krieg": die Vorgeschichte der von Rhoda; „Unsers Herrgotts Kanzlei": die Braut Andreas Kritzmanns; in der kleinen Erzählung „Wer kann es wenden?"; später in „Fabian und Sebastian")."

*) Wie besonders romanhaft ist dies! H. M. E.

Man könnte diese Reihe von romanhaften Motiven sehr verlängern; man denke an die Ausnahmeschicksale, die viele von Raabes Helden haben, an alle die, die aus der Fremde heimkehren oder dorthin zurückkehren, an die ganze Art, wie die Fremde immer ein großes geheimnisvolles Etwas bleibt mit allen Erfolgs- und Erlebnismöglichkeiten, an die unaufgeklärten Erbschaften („Meister Autor"), an das Eingreifen von Don Agonista („Zum wilden Mann"), an alle andern Besonderheiten, die freilich als solche gerade der Novelle Mittelpunkt sein müssen, weshalb Raabe auch ein Meister dieser epischen Kleinkunst war, und viele größere Erzählungen Raabes nicht frei vom Novellistischen sind.

In das Romanhafte tritt Raabe auch dadurch ein, daß er dem Zufall viel Spielraum gibt. Gewiß hat der Zufall auch im wirklichen Leben eine große Rolle inne, aber der Künstler darf ihn nicht benutzen, auf keinen Fall ausbeuten, wie Raabe es tut. Die Wahrscheinlichkeit muß immer gewahrt bleiben, ohne daß dadurch des Künstlers Gebiet vom nüchternen Realismus umgrenzt sein müsse; er darf wohl darüber hinwegführen, unter Anwendung künstlerischer Mittel, und der Leser wird ihm dann willig folgen; diese Seite des Stils auszubilden, erkennt Herm. Junge (S. 58) mit Recht als die Absicht der ersten Werke, in denen Raabe den Leser „durch eine Erregung des mehr gefühlsmäßigen inneren Empfindens" („Chronik" und „Nach dem großen Kriege") „oder der äußeren Spannung", über die Schwierigkeiten fortzuführen sucht; „es ist in beiden Fällen „die Gänsefeder der Romantik" („Der heilige Born" S. 161, vgl. „Leute" S. 245), die im Gegensatze zu nüchterner Berichterstattung sich befindet."

„Entsprechend ist der Raum", fährt Herm. Junge fort und wir können uns ihm anschließen, da er diese Seite des „Romanhaften" erschöpfend behandelt, „welcher dem Zufall eingeräumt wird, in den ersten Werken besonders groß", vgl. z. B. das zufällige Zusammentreffen verschiedener Personen in „Der heilige Born" (S. 66, 154, 156, 215, 286), in „Leute" (S. 73, 262, 288, 291, 324), auch noch in „Deutscher Adel" (S. 393 und Epilog). Ein Zufall läßt in „Leute" eine alte deutsche Zeitung in Wolfs Hände geraten (S. 335), aus der dieser den Bankerott Wienands und den Verkauf des Poppenschen Schlosses ersieht. Durch einen Zufall führt auch in „Im alten Eisen" (S. 85) der Säbel des Leutnants Hegewisch die Personen zueinander. Wenn Raabe in „Horacker" mit humoristischer Betonung sagt: „Die Sonne, die lassen wir eben nach unserm Belieben auf- und untergehen" (S. 137) und gelegentlich darauf rechnet, daß die Leser „wenigstens den guten Willen haben, uns mit ihrer Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und Wissenschaften zu helfen" („Prinzessin Fisch" S. 52), so wird auch in den mehr humoristischen Werken dem Zufall vom Leser ein Platz gestattet werden, z. B. „Christoph Pechlin". Dagegen wirkt es in den anderen Erzählungen schon störender, wenn ein Kapitel zeigt, „daß Leute, die aus dem Blick

entschwinden, darum doch an der rechten Stelle wieder erscheinen können" („Leute" S. 283). Im „Hungerpastor" (S. 302 ff.) wird der Zufall benutzt, um eine Nebenhandlung abzuschließen; bedenklicher ist es, wenn auch später gelegentlich der Zufall an der eigentlichen Lösung des Konflikts beteiligt ist, wobei sich allerdings der Dichter wenigstens bemüht, der Forderung gerecht zu werden: „Der Knoten gehe bloß durch Vergangenheit, nicht durch Zukunft auf"*), so in „Wunnigel", „Villa Schönow" und „Kloster Lugau". Aber sowohl die Konstruktion einer weit zurückliegenden Verwandtschaft zwischen Eberhard Meyer und der Tante Euphrosyne, wie seine notwendigen wissenschaftlichen Forschungen in dem Kloster, wie auch das Eingreifen des russischen Staatsrates in „Wunnigel", der sich dann mit der zweiten Frau Wunnigels abfindet, ist zu durchsichtig. Immerhin ist das aber schon ein Fortschritt der Lösung gegenüber, die Raabe in „Leute" anwendet, wo der Weg zu Sophie für Robert durch den Tod Leons frei wird, der in einem, noch dazu sehr seltsam motivierten Duell fällt (S. 333). Es zeigt sich hier eine nicht ungefährliche Seite des Raabeschen Schaffens am deutlichsten. Gegenüber der Betonung der Vorgänge, auf die es ihm in seiner Erzählung ankommt, besonders der inneren Vorgänge, vergißt er leicht oder setzt er sich auch absichtlich hinweg über allerhand äußere Dinge, die gewiß nur „Schale" sein mögen, aber doch oft vom Leser entbehrt werden, der doch nicht nur den nackten, gewiß wertvolleren „Kern", sondern auch eine ganze, schöne Frucht haben will, „gut zu essen", aber auch „lustig anzusehen".

„Das zeigt sich nicht nur an der gelegentlich fehlenden Anschaulichkeit, sondern auch daran, daß Raabe eine äußere Motivierung oft verschmäht, wo eine innere vorhanden ist, was sicher besser ist, als wenn nur jene vorhanden wäre; ja man merkt, wie er sich und uns mit solchem Kleinkram nicht behelligen will, und es gelingt ihm in seinen besten Werken auch, durch die innere Tiefe das völlig zu ersetzen; aber wo diese nicht kraftvoll genug ist, da macht sich auch leicht jener äußere Mangel bemerkbar („Deutscher Adel")", und dann wird die phantastische Handlung, füge ich hinzu, leicht von ihrer trivialen Seite her als romanhaft angeschaut.

Das ist besonders wieder in den Frühwerken der Fall, wo der Dichter noch nicht jene innere Tiefe besitzt, die nach dem Grad ihrer Stärke und Kraft geeignet wäre, das lose äußere Gebäude zusammenzuhalten, über das rein Unmögliche fortzuführen. Raabe selbst fühlte hier den Zwiespalt deutlich; Herm. Junge macht darauf aufmerksam, wie er später gelegentlich durch eine Reflexion die Zufälligkeiten in ihrer Wirkung aufzuheben sucht, ohne daß es ihm freilich gelingt: er bringt uns wohl zum Glauben an die inneren Erlebnisse und Entwickelungen, die äußeren wollen uns aber trotz seiner im Nachhinein aufgestellten Behauptungen, daß „alles so einfach und natürlich zugegangen war", obwohl es „im Anfange so unbegreiflich seltsam erscheinen

*) Jean Paul, „Vorschule der Ästhetik", Band 2, S. 38 (Cotta'sche Ausgabe).

Die Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg

mußte" („Hungerpastor" S. 387), nicht recht eingehen. Zumeist muß der Dichter, nun das Willkürliche gelassen und humoristisch nehmend, zugestehen, daß „wer die Geschichte gedruckt liest, sie nicht glaubt" („Im alten Eisen" S. 155, 237) und daß der Zufall nun einmal „der Herr und Gebieter ist und bleibt" („Alte Nester" S. 97, „Wunnigel" S. 271 und „Kloster Lugau" S. 81); das triumphierende und auftrumpfende „Aber es ist damals so gewesen!" will solcher Ungläubigkeit gegenüber auch wenig helfen. („Meister Autor" S. 109). — —

Folgen wir nun in einem der späteren Meisterwerke Raabes, der Erzählung „Im alten Eisen" (erschienen 1887), der Handlung, wie sie sich rein als Stoff darbietet, so sehen wir wieder überall das Romanhafte hervortreten. Die Verlassenheit der beiden zarten Kinder an der Leiche ihrer Mutter, im ersten Kapitel; der ästhetische Hofrat Dr. Albin Brokenkorb, der aus der Gesellschaft, in der natürlich von einem Künstlerfest die Rede ist, flieht; die Visitenkarte, die Uhusen in der Abwesenheit bei Brokenkorb niederlegt und die ihn an eine vergangene Liebe erinnert; durch einen Zufall findet Uhusen Frau Wendeline Cruse wieder und zwar in welcher romanhaften Situation: als Trödlerin mit altem Eisen; Frau Wendeline Cruse stammt aus der Sphäre der Bühne, die die romanhaften Autoren gerne in ihren Erzählungen verwerten; entsprechend ihrer Geburt geht ihr Lebensweg auch die seltsamsten Straßen; aber Peter Uhusen gibt dem nichts nach: er endet als Besitzer einer Feuerwerksfabrik und muß nun noch, nachdem er im amerikanischen Sklavenkriege unverwundet geblieben ist, im Laboratorium der Fabrik eine entstellende Verletzung erfahren, wovon die eine Hälfte seines Gesichtes schwarz bleibt; der Zufall, durch den die beiden auf die verlassenen Kinder aufmerksam werden, ist schon hervorgehoben worden; der Grund, weswegen der kleine Knabe den Degen verkauft — weil man die Nägel für den Sarg der Mutter vergessen hat! — ist auch der unwahrscheinlichsten einer; inzwischen sind die Kinder recht künstlich zwei Tage lang ernährt worden, denn erst am Begräbnistage dürfen sie ja aus ihrer Verlassenheit befreit werden, durch die drei alten Lübecker, die aber „grade" zu spät kommen; „grade" zu spät kommen sie auch auf den Kirchhof, wohin die Kinder mit dem Sarge ihrer Mutter schon „grade zu spät" zur Begräbnisstunde kamen, so daß der Sarg eine Nacht lang neben der Grube im Regen stehen bleibt; erst in der alten Behausung finden die drei Retter die Kinder, immer unterstützt von dem romanhaften Schmetterling, dem „Rotkäppchen", das aus unerklärlichen und ungenannten Gründen eine geheimnisvolle Angst vor der Polizei hat, aber sonst das Leben sehr gut kennt und so auch den verkommenen, versoffenen Doktor Berg (Schriftsteller natürlich!) zu behandeln weiß, und später sehr klug die wieder angeknüpfte Verbindung mit dem Hofrat ausnutzt; der Schluß „löst sich nun in Wohlgefallen auf". —

Man sieht: romanhaft in allen Teilen der Erfindung. Aber man achte auch wohl

darauf, daß ich Raabe selbst gar nicht zitiert habe; denn sobald ich nur einige Sätze von Raabe angeführt hätte, wäre alles Romanhafte als solches verschwunden, in eine besondere Beleuchtung gesetzt, dichterisch erhoben, humoristisch vertieft, so daß man den Vorwurf des Romanhaften im schlechten Sinne kaum noch aussprechen kann, wenigstens nur, wenn man auf das Oberflächlichste vorgeht und den Geist des Ganzen gar nicht erkennt. Nochmals: die Art und Weise, wie etwas gestaltet und geschaffen wird, macht den Künstler, den Dichter, nicht das, was er behandelt, denn dieses ist nur von untergeordneter Bedeutung, wenn jenes überwiegt. Um ganz zu der künstlerischen, besser gesagt: dichterischen Größe Raabes durchzudringen, ist es gerade außerordentlich lohnend, sich das Romanhafte der äußerlichen Motive recht klar zu machen und mit dieser deutlichen Vorstellung das Motiv selbst, wie es im Werke des Dichters behandelt ist, zu lesen.

Genau so ergeht es uns auch mit zahlreichen Gestalten des Dichters: rein äußerlich betrachtet sind sie Romanfiguren von außerordentlicher Auffälligkeit. Ich meine damit nicht die sogenannten „Originale": geben wir einer Gestalt diesen charakterisierenden Namen, so gestehen wir ihr von vornherein reale oder poetische Wahrscheinlichkeit zu. Nein, ich meine jene Gestalten, die noch über die „Originale" hinausgehen, alle jene Mörder, Verbrecher, Wahnsinnige, alle jene Gestalten, die ein Sonderschicksal hatten, die als „malerisch" empfunden werden, alle, die nicht eigentlich gestaltet, sondern in gewisser Weise nach der Romanschablone gearbeitet sind. Dies ist z. B. bei dem Hofrat Albin Brokenkorb der Fall, äußerlich betrachtet, — im tieferen Zusammenhang erhält er ja seine ganz bestimmte Rolle, deren Kontraste zum Humor des Ganzen beitragen; aber es heißt doch, ein wenig äußerlich charakterisieren, wie seine Wohnung, die eines Ästhetlings geschildert, oder wie sein Lebenslauf dargestellt wird — das können wir — bis auf die wenigen besonderen Lichter und Nuancen (diese sind allerdings spezifisch Raabisch!) — in unzähligen Romanen treffen. Es ist überhaupt auffallend, daß Raabe bei Gestalten, die der höheren Gesellschaft angehören, bei Vornehmen und Reichen, seine gewöhnliche Sicherheit im Charakterisieren verliert und sich bisweilen der Schablone nähert, ohne ihr freilich je ganz zu verfallen, dazu war er zu groß und zu selbständig; aber man betrachte nur einmal die Vornehmen im Bade in den „Unruhigen Gästen", allein Valerie wird eingehender charakterisiert (aber wieder durch ganz romanhafte Vorgänge), alle anderen Gestalten aus der Gesellschaft werden nur zu einer mehr äußeren Komik verwandt; Raabe selbst hat ja nie einen wirklichen Gesellschaftsroman geschrieben. Raabe ist der Ansicht, daß die Menschen, die gerne in der Gesellschaft leben und ihr mit Eifer und einem gewissen Genusse angehören, nicht über der Gesellschaft, über dem Leben stehen können, und ihm sind doch vor allem die Menschen lieb (und verwandt), die auf das Leben gelassen herabsehen. Es stehen sich also Charaktere von zweierlei Art in Raabes

Werken gegenüber: die einen, deren Wesensart nicht von innen geschildert, sondern die nur zu äußerer Komik verwertet wird, und die anderen, deren „innere Originalität", wie Herm. Junge sehr fein bemerkt (S. 120), vor allem in Erscheinung tritt. Während diese leicht poetisch wahrscheinlich dünken, behalten jene immer etwas Romanhaftes, das noch stärker sich zeigt, weil einfache, reale Züge gerne beiseite gelassen werden, so nimmt z. B. die Berufsarbeit eine auffallend geringe Rolle — wie in den meisten Romanen — auch bei Raabe ein, oder wenn gegensätzliche Gestalten gerne unmittelbar zu ein und derselben Handlung kontrastiert werden. Von Vorteil ist es natürlich bei solcher Gefahr auch nicht, wenn Raabe übertreibt: mit besonderer Vorliebe pflegt die Romanliteratur den gelehrten Buchbinder, der alle Bücher, die er bindet, liest (an sich schon eine ganz romanhafte Vorstellung), darzustellen; auch Raabe hat diesen Buchbinder: Bruseberger in „Prinzessin Fisch" ist gewiß auffallend klug im Denken und Reden. Manchmal bedarf Raabe seiner Personen, um seine Weltanschauung ganz auseinandersetzen zu können, bedrängt von einem unerhörten Gedanken- und Empfindungsreichtum, dessen Verteilung in seine Gestalten schon manchen dazu bewogen hat, zu behaupten, unsers Dichters Gestalten seien alle „kleine Raabes", was im großen und ganzen ein hinfälliger Vorwurf ist, wenn man nur soviel eigene Einbildungskraft besitzt, um sich Raabes Gestalten anschaulich reproduzieren zu können. Ein Raabesches Element haben natürlich alle in sich, aber wäre denn das anders möglich? Und gerade dieses Raabesche Element ist es, das die Gestalten am ersten vom Romanhaften fortführt, wie es sonst in der äußerlichen Erfindung verschiedentlich erscheint. Wir haben Mörder, Räuber, Wilddiebe, relegierte Studenten, Hochstapler, verkommene Edelleute, Scharfrichter, Betrüger, Totengräber, Trödler, Blinde, Armenhausbewohner, Juden, Schriftsteller, Schauspieler, Künstler, Findlinge, usw. usw. in Raabes Werken, wir haben auch sogenannte „interessante" Frauen, denen etwas Pikantes, Leichtsinniges, Leidenschaftliches anhaftet, Sängerinnen, die um der Kunst willen in die „berühmte" „weite Welt" gehen, Tänzerinnen, die im Theater tanzen, während ihr Kind im Sterben liegt, auch Hexen, Marketenderinnen, Dirnen, Jüdinnen — kurz, eine ganze Reihe von an sich durchaus romanhaften Figuren, die aber gar nicht mehr romanhaft wirken, weil Raabe die Kraft besitzt, sie dichterisch zu gestalten, sogar trotz mancher äußerlichen Charakterisierungsmittel, unter die besonders seine vielbesprochene, auch wiederholt angefeindete Art der Namengebung*) gehört.

Raabe bleibt jedoch in seiner nie ermüdenden Benennungskunst nicht rein äußerlich; er beweist hier viel ästhetischen Takt, viel feine Ironie; einfache Schlüsselnamen, die noch am ehesten anzugreifen wären, finden sich neben bedeutungsvollen Symbolismen, aber

*) Die Namen Raabes bedürfen in ästhetischer und sprachlicher Hinsicht auch noch einer gründlichen Untersuchung; Ansätze bietet Otto Schütte in einem kleinen Aufsatze der Braunschweigischen Landeszeitung vom 8. September 1908.

stets in geschmackvoller Form; alt- und niederdeutsche, niedersächsische und oberdeutsche, mundartliche, landschaftliche, fremdsprachliche Formen werden verwertet; er gibt „Nomina agentis" wie Windwebel, Feuchtenbeiner, Wassertreter, Reihenschläger, Radebrecher, Winkelspinner; er sucht rhythmische Feinheiten in der Silbenzahl und -folge: Spörenwagen, Zwickmüller, Knövenagel, Löhnesinke, Langreuter, Dachreiter; je älter und reifer der Dichter wird, desto mehr tritt die Namenkomik und -symbolik zurück, nur in der das Barocke wieder besonders betonenden Alterszeit erscheint sie noch einmal. Selten werden die Orte genannt, wenn sie nicht historisch-geographisch festliegen; in den Ortsnamen werden symbolische und komische auch bevorzugt: Grunzenow, Windheim, Kohlenau, Freudenstadt, Wanza, Finkenrode, Sauingen, Paddenau, Krickerode, Sansewinckel u. a. m. Unter den Personen gibt es wohl auch Unbenannte, aber gerne wird ein Zusammenhang zwischen Gestalt und Name gesucht; so deuten die Namen auf die Berufe hin; Hermann Junge*) zählt sie auf: „Papphof (Buchhändler), Flüstervogel (Souffleur), Schminkert (Schauspieler), Mördling (Scharfrichter), Hagenbeck (Tierfreund); oder sie geben dem Beruf gleich eine satirische Wendung, so besonders die Namen von Lehrern: Silberlöffel, Klopffleisch, Knutmann, Blechhammer; auch die von geistlichen Würdenträgern und Gelehrten: Grützwurster, Weihel, Vogelsang, Mundrecht — Kleinkauer, Nachkauer. Oft zeichnen sie auch den wesentlichen Zug des Charakters: Wolkenjäger, Unwirrsch, Phoebe, Prudens; auch finden sich später besonders solche, welche „mehr mit Klängen, als mit Silben reden und viel sagen, ohne es zu nennen"**) — Wunnigel, Pechlin, Rippgen, Schnarrwergk, während Graf Conexionsky und Haußenbleib schon deutlicher sind. Von Querian wird ausdrücklich gesagt: „Querian! Hat je ein Mensch ein ehrlich Handwerk getrieben, ein Geschäft gemacht oder in der Gelehrsamkeit es zu etwas gebracht mit einem Namen, wie dieser?" Alle diese Namen, deren Reihe sich noch sehr erweitern läßt — ich nenne noch: Frau v. Flöte, Täubrich, Fröschler, Püterich, Quakatz, Wübbke, Ulebeule, Knackstert, Dr. Pfingsten, Schlotterbeck, Basilides, Sliddery, Schlapupp, Tillenius, Kokinius, Klufautius, Buchius — haben etwas Romantisch-Willkürliches an sich; die Art dieser Namengebung leitet sich ja auch von der Romantik her, obwohl auch Goethe und Schiller sich dieses Mittels der Charakterisierung schon bedienen. Vor allem muß man bedenken, daß solche auffallende Namengebung ein außerordentlich konzentrierendes künstlerisches Mittel ist, durch das die Anschauung von dem Charakter, das Bild der Person, alle in ihr vereinten Stimmungsmomente im Aufnehmenden reproduziert werden. Raabe geht ja noch weiter und wiederholt gerne regelmäßig auch alle Spitz- und Beinamen — etwa Tante Kennesiealle, Stopfkuchen, Schlappe —, um dadurch noch eher jenen Zweck zu erreichen. Wilhelm Brandes hat sehr recht, wenn er sagt, diese Wiederholungen versähen „die poetischen

*) a. a. Ort S. 119 ff.

**) Jean Paul, „Vorschule der Ästhetik" (Cotta, Band 2, S. 45).

Dienste des Leitmotivs".*) Außerdem erklären sich viele absonderliche Namen durch die Zeit, in der sie auftreten. Heute ist ja auch hier eine nivellierende Tendenz zu bemerken, indem die Menschen sich gerne auffälliger, lächerlichen Deutungen ausgesetzter Namen entledigen, während in historischen Zeiten bisweilen geradezu eine gewisse Freude bei merkwürdigen Namen empfunden wurde oder auch deutsche Namen latinisiert wurden. Man muß besonders bei allen historischen Erzählungen Raabes mit dem Vorwurf des Romanhaften sehr vorsichtig sein; das zeitlich Ferne gibt uns die künstlerisch notwendige Distanz, die allerdings eine unzulängliche Behandlungsweise leicht zerstört („Der heil. Born"). Und dann ist auch nicht von der Hand zu weisen, daß der Dichter des Guten bisweilen zu viel tut und jene fernen Zeiten gar zu wild und toll ansieht, Abenteuerliches auf Abenteuerliches häuft.

Die Häufung von eigenartigen Vor-, Zu-, Bei- und Spitznamen, die noch einander kontrastieren oder geheimnisreiche Beziehungen haben, nähert sich gar zu sehr der Grenze des Absichtlichen, wodurch die Stimmung leicht wieder gestört wird. Doch in dem Maße, in dem der ganze Raabe fortschreitet, läßt auch hier die Unsicherheit nach, um schließlich ganz zu verschwinden, so daß der harmonische Zusammenklang aller künstlerischen Mittel erreicht wird, und zwar ein Zusammenklang vorzüglich romantischer Art. Nur in den ganz persönlich-subjektiven Werk „Altershausen", das mit leichteren künstlerischen Mittel vor allem menschliches (nicht dichterisch-künstlerisches) Bekenntnis ist, tritt die offenste Namensymbolik wieder in Erscheinung: Altershausen, Feyerabend, Rektor Schuster u. a. m.

Wie Raabe das Romanhafte in Romantisches — und dies ist ja künstlerisch zulässig — umwandelt, wie das Romanhafte selbst an sich schon in das Romantische hinübergleitet, zeigen besonders die Orte, zeigt das engere Milieu, in dem Raabes Gestalten leben und handeln. Auch hier werden gerne die Orte gewählt, die die romanhaften Autoren bevorzugen, einmal der Technik wegen, um die Personen in leichter Begründung an einer Stelle zusammenzubringen, dann aber auch um der wilden Romantik, um der geheimnisvollen Unkenntnis willen, die alles Mögliche und Unmögliche mit dem ganzen Reichtum der Phantasie durch den Nebel des Nichtwissens zu sehen glaubt, und schließlich wegen der Sentimentalität, die solche geheimnisvollen Orte schon von selbst ausströmen. Raabe hat diese Eigenarten seines Milieus insgesamt diskret behandelt und ausgenutzt und er durfte bisweilen auch hier stärkere Töne anschlagen, weil diese sich einheitlich in die Musik des ganzen Werkes einfügten; man würde bei dem Romanhaften und Romantischen der Gestalten, ihren Äußerlichkeiten, ihrer Lebensweise, ihren Erlebnissen und Taten etwas vermissen, wenn sie nun nicht auch in einer ihrer Art angemessenen Umgebung lebten: hier erreicht der Dichter gerade die notwendige künstlerische Einheit und wären alle jene Motive und Gestalten

*) a. a. O. S. 100.

und Vorgänge mit ihren Besonderheiten, ihren auffallen Ungewöhnlichkeiten in eine typische alltägliche, gewöhnliche, triviale Umgebung gestellt, so hätten wir den klarsten Beweis, daß Raabe seine Gestalten nicht erschaut, seine Handlungen nicht künstlerisch bedacht hätte. In dieser Einheit der romanhaft-romantischen Besonderheiten zeigt sich Raabe der Künstler.*)

All die Orte bleiben ja auch garnicht romanhaft. Ist eine verfallene Mühle an sich denn romanhaft? Sie ist an sich schon romantisch. Und nun gar erst in der Art, wie Raabe sie schildert und ganz in Poesie hüllt. Könnte denn der Dr. Pfister an einem andern Orte solcher romantisch-vertieften Stimmung hingegeben sein? Niemals! Andererseits muß man aber zugeben, daß manches Milieu nicht so innerlich mit der Handlung und der Person zusammenhängt; so ist es z. B. durchaus nicht notwendig, „daß unsere liebe Frau Seduld" grade in einer Mühle wohnt („Abu Telfan"), daß Uhusen in eine Feuerwerksfabrik einheiratet („Im alten Eisen") u. a. m. Da bleibt Raabe am Äußerlichen haften; aber ist z. B. der „Hungerpastor" denkbar ohne die Schusterstube, ist Dr. Theophil Stein denkbar ohne seine Herkunft aus dem Trödelladen? Ist die Wohnung, in der der Hofrat Dr. Albin Brokenkorb lebt, nicht schon ein Teil seiner Charakteristik? Hier ist eben die Atmosphäre, in der der Mensch atmet, auch eine Teilursache seiner Art; Raabe, der so außerordentlich fein die Einflüsse, die von den Landschaften, von dem Klima, von den Stammeseigentümlichkeiten ausgehen, bei allen seinen Gestalten in Betracht gezogen hat, er sollte nicht auch bis ins Letzte bedacht haben, von welcher ausschlaggebenden Bedeutung das nähere Milieu für seine Menschen ist? Er sollte die Armenhäuser, die Zimmer der Blinden und Kranken, die Polizeistuben, die Wacht- und Soldatenzimmer, die Gasthäuser und Schulräume, all die verlassenen, einsamen Orte, die verfallenen oder verfallenden Häuser, die dunklen Gassen, die Winkel und Ecken, die Friedhöfe, die Trödlerläden usw. usw. willkürlich ausgewählt haben? Denn hier bedeutet willkürliche Auswahl das Romanhafte. Wenn man dies willkürlich, dies romanhaft nennt, spricht man Raabe jedes künstlerische Gefühl, alles Gestalten, alles dichterische Schauen ab und dem steht doch die Ausführung, die Schilderung solcher „romanhaften" Orte diametral entgegen; man beobachte nur einmal, wie fein die Milieucharakteristik für die Gestaltencharakteristik in „Unruhige Gäste" verwandt ist! Da klingt es uns immer wieder entgegen, daß die Verhältnisse, die Umgebung den Menschen zum großen Teile ausbildet, was auch Raabes ganze Weltanschauung bestätigt, die ja verlangt, daß man sich in seine Verhältnisse, in seine

*) Außerdem muß man auch bedenken, daß Raabe gewiß die Taine'sche Theorie über den Einfluß des Milieus studiert hat, die übrigens von Raabe natürlich nicht als fest und notwendig bindendes System angesehen wurde, ebensowenig wie das der Meister Taine's, Stendhal tat, der den ganzen Milieueinfluß schon 1817 erkannt hatte (Histoire de la Peinture, S. 208).

Umgebung hineinfinden solle. Also grade hinsichtlich des Milieus kann von romanhaften Elementen, nicht einmal von diesen kaum die Rede sein; wenigstens sind hier nur sehr wenige Fälle zu verzeichnen, die garnicht weiter in Betracht kommen, weil in diesen Fällen der Mensch schon fertig ist, wenn er in ein ihm nur äußerlich nahe stehendes Milieu eintritt, von dem er dann in aller Freiheit vielleicht einiges annimmt (z. B. Mutter Cruse als Inhaberin des alten Eisenladens; Uhusen in der Feuerwerksfabrik u. a.). —

Alle romanhaften Autoren arbeiten besonders mit der Romansprache, die sich in ihren schlimmsten Ausläufern ganz ins Phrasenhafte verliert und weder in der Wahl der Worte noch in den Bildern und Vergleichen ursprünglich ist. Wir können unserm Dichter bis auf wenige Reste in seinen Jugendwerken — ich führte die Stelle der Katastrophe im „heiligen Born" schon an —, nicht den Vorwurf machen, daß seine Sprache romanhaft sei. Wohl sagt er, daß das gewöhnlichste Bild immer das beste sei und bleibe. (Deutscher Adel S. 318), womit er sich dem Volkstümlichen nähert, ohne ins Triviale zu verfallen. Wo der Dichter einmal eine romanhafte Phrase braucht, ist diese bewußt, absichtlich angewandt zu ironisch-humoristischen Zwecken, zur Charakterisierung, zur Veranschaulichung, und Fehlgriffe sind höchst selten; man darf auch hier nicht das triviale Argument vorbringen, daß „in der Wirklichkeit", „im Leben" diese oder jene Ausdrucksweise nicht vorkomme, während man allerdings eine allzu äußerliche sprachliche Charakterisierung — wie die jüdischen Schwüre: „Bei Moses", „Bei dem Gott Abrahams", „bei dem Gott meiner Väter" oder das abschließende Selah der Psalmen in einer Rede Jakob Rosensteins*) — ablehnen wird. Aber hier müssen Andeutungen genügen, da allein eine eingehende Untersuchung über Raabes Sprache, die wir im kommenden Jahre zu bringen hoffen, den unerhörten Reichtum, die außerordentliche Ursprünglichkeit, die tiefe Schönheit und die echte Größe des Wortschatzes nach jeder Seite hin darstellen kann; gerade Raabe ist ein Künstler allerersten Ranges in dieser Hinsicht und nur ganz wenige Dichter sind ihm gleichzustellen in ihrer sprachlichen Kunst.

Raabe weiß wohl, was es heißt, „Geschichten zu erzählen". Heinrich Spiero hat seinem liebevollen Raabevolksbuche**) mit Recht das Wort aus „den Leuten im Walde" vorangestellt. „Das Amt eines Geschichtenerzählers ist viel schwerer, als sich die Leute meistens vorstellen, und am Ende kann der Beste nicht mehr tun, als seinen Apfel schälen und sprechen: Da, nehmt oder laßt's bleiben. Kern oder Schale, wie es euch beliebt. Haltet euch lobend an das eine oder tadelnd an das andere; oder lobt und tadelt beides, oder keines von beiden. Unsereiner muß auch in manchen sauren

*) Über die Juden bei W. Raabe handelt erschöpfend Josef Baß in der „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums" Nov.-Dez. 1910, Breslau. S. 641—688.

**) Vgl. Dr. Heinrich Spiero, Wilhelm Raabe. 1911. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. 33 Seiten.

Apfel beißen, und ihr Leute, die ihr euch über irgend ein Buch ärgert, wißt nicht wie glücklich ihr seid, daß ihr es nicht zu schreiben brauchtet." Diejenigen, die das Romanhafte bei Raabe wie etwas Primäres tadeln und dessentwegen den ganzen Raabe verurteilen, halten sich trotz Goethes Wort — das auch Spiero zitiert:

„Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male,"

nur an die Schale, ohne zu erkennen, wie die Schale bei Raabe erst in zweiter Linie kommt, was allerdings Lesern, denen des Dichters Weltanschauung gleichgültig ist und denen es nur auf das Ästhetische ankommt, tadelnswert erscheinen muß. „Seht nach den Sternen, seht nach euren Sternen", sagte der alte Sterngucker auf seinem hohen Giebel" — fährt der Dichter an jener Stelle aus „den Leuten im Walde" fort —, „wenn die Leute, welche das Glück hatten, ihn zu kennen, vor irgend einer harten Nuß des Lebens sich scheuten, vor irgend einem steilen Berge, über welchen ihr Weg führte, zaudernd und bedenklich standen." Ja, „wenn es allein auf die äußeren Umstände ankäme . . ." („Fabian und Sebastian"), aber die sind dem Dichter vor allem „Schale", die sich mehr oder weniger lose um den süßen Kern zu schmiegen weiß. In allen Lebensstürmen, in allen tollen romanhaften Schicksalen halten die Ideale den Helden doch immer das Wort („Im alten Eisen" S. 58), wenn auch „das menschliche Leben wie die Anordnung der Tausend und Eine Nacht ist, wo eine Geschichte immer die andere einschließt, und wo der Henker, der Tod mit dem Richtschwert hinter dem Vorhange lauscht und den Wink des Gebieters wartet." „Grinse nur, laß nur die blanke Klinge funkeln; wir reiben doch die Wunderlampe und den Zauberring und die dienstbaren Geister erscheinen: Luftschlösser und Zaubergärten bauen sich auf und verschwinden wieder." (Erzählungen, II, S. 128) „So toll es auch werden mag, es wird weiter geknackt!" und „Wir wissen unsere Gesichter zu schneiden", (Im alten Eisen S. 70 und S. 63), denn dem Schicksal können wir nicht entgehen; es kehrt „seine Haufen doch zusammen, wenn es ihm Zeit scheint". So dringt auch durch das Romanhafte jene wunderbare Gelassenheit, die nur der Dichter lehrt, hindurch; „ist das wirklich eine Geschichte?" fragt er nach solchen wirren, kreuz und querlaufenden Handlungen; er glaubt es nicht, „aber es ist geschehen, und niemand konnte es wenden." Seine Phantasie bevölkert den engen Weg zwischen den Weiden an den Ufern des großen Flusses am Abend bis tief in die Nacht, „wenn die Flut so dunkelschwarz und geheimnisvoll vorbeifließt, und nur hie und da es funkelt und blitzt für einen Augenblick, um sogleich wieder in noch tiefere Finsternis zu erlöschen", mit „lebensmüdem und gaunerischem Gesindel" und „die Schatten in den Winkeln erschrecken" ihn und sein eigener Schatten ihm zur Seite an der Wand beim Schreiben nickt so höhnisch. Er steht im Banne des Zaubers, des bösen Zaubers der Phantasie, und wenn auch alle die, „die

sich abmühten und abmühen selbst seltsame Abenteuer zu erfinden und sie ihren leichtgläubigen Nebenmenschen durch Schrift und Wort für Wahrheit aufzubinden," „meistens — wenn sie ihr leichtfertig Handwerk nicht ins Große betreiben und was man nennt große Dichter werden, — der öffentlichen Mißachtung als Flausenmacher und Windbeutel verfallen, und alle Vernünftigen und Verständigen, die sich durch ein ehrlich Handwerk ernähren, als wie Prediger, Leinweber und Juristen, Bürstenbinder, Ärzte, Schneider, Schuster und dergleichen, mit mitleidiger Seringschätzung auf sie herabblicken und das mit Recht!", er, Wilhelm Raabe, muß doch seine wahren — Geschichten erzählen, die wahr sind, weil er sie als ein großer Dichter erzählt, der allerdings nicht „für jenes süße Stündchen der Verdauung nach eingenommenem Mittagsmahle schrieb", weshalb ihm auch nicht „die angenehmsten Rosen der Popularität blühten", nicht „jene hesperischen Früchte, die der Drache des deutschen Buchhandels bewacht, von selber in den Schoß" fielen, nicht vom Volke „für einen witzigen Kopf" erklärt wurde.

Er suchte Tieferes und fand Größeres. Nicht in den Stoffen suchte er den Humor, den Glauben an die Güte aller Schicksale, die Weisheit für alle Lebenslagen, sondern die Stoffe rankten sich erst um den Humor, um die Lebensweisheit, als diese schon herrschten. Wer den ganzen Raabe also um seiner Stoffe, um des Romanhaften willen verurteilt, hat den Dichter nicht verstanden, nicht die großen Ideen erkannt, um die er mit heimelich-süßer Lust, mit wehmütig-ernsten Gefühlen, mit einem verlorenen, reinen Lächeln, in heiterer Ironie und Bosselerfreude den phantastischen Rahmen baute. Er bezwang die Widersprüche, die sich daraus zu ergeben schienen, als Künstler drang er in seinen reifsten Werken zu der vollen inneren Einheit, zur Harmonie, zum Stil; die erhaben-einfache Idee und Weisheit des Philosophen fand ihren Ausgleich in der scheinbar so abenteuernden Phantasie des Dichters, die die künstlerischen Mittel bezwangen, erhoben, läuterten, in ein reineres Licht rückten. Drum „begegnet" auch bei unserm Dichter

„Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie"

„lieblich wie einer Geliebten!" Und

„Laßt ihr die Würde
der Frauen im Haus!"

Denn bei Raabe beleidigt „die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen" nicht und tritt neben sie „ihre Schwester, die ältere, gesetztere", die „stille Freundin",

„die edle Teiberin, Trösterin Hoffnung!" Raabe hat auch im Romanhaften erreicht, was er gewollt; er fühlte es wohl, wie das Gedicht beweist, das Spiero mitteilt:

Auf alle Höhen
Da wollt' ich steigen,
Zu allen Tiefen
Mich niederneigen.
Das Nah und Ferne
Wollt' ich erkünden,
Geheimste Wunder
Wollt' ich ergründen.
Gewaltig Sehnen,
Unendlich Schweifen,
Im ew'gen Streben
Ein Nie ergreifen —
Das war mein Leben.

Nun ist's geschehen; —
Aus allen Räumen
Hab' ich gewonnen
Ein holdes Träumen.
Nun sind umschlossen
Im engsten Ringe;
Im stillsten Herzen
Weltweite Dinge.
Lichtblauer Schleier
Sank nieder leise;
In Liebesweben,
Goldzauberkreise —
Ist nun mein Leben.

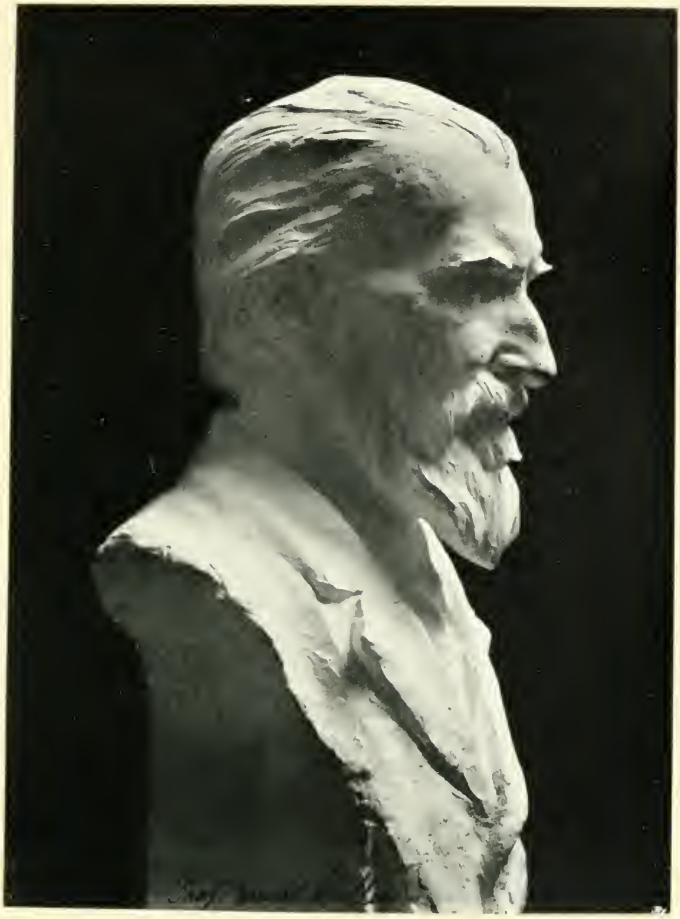
Wilhelm Raabe zum 71. Geburtstag 1902

von Wilhelm Jensen

Das Schaltjahr ist entflogen,
Verstummt sein lauter Klang,
Verebbt der hohen Wogen
Sturmhafter Flutendrang.
Es kam die Zeit gezogen
In ihrem alten Gang —
Ich sehe dich, im schweigsamen Versenken
Still lächelnd jenes Tages heut' gedenken.

Doch schwanden fort die Säfte,
Verhallten Lärm und Lust,
Verrauschten stumm die Feste
Mit echtem Wert und Wust,
Es blieb dir doch das Beste
Zurück in eigner Brust,
Das, unbeirrbar von dem bunten Reigen,
Nach ihm wie vor ihm wandellos dein eigen.

So grüß' ich dich denn heute
Zur 1, die nun der Zeit
Mit leiserem Geläute
Der siebzig angereiht.
Abschwand die fremde Meute,
Wie einst mit dir zu zweit,
Nick' ich dir zu in stillem Wohlbehagen
Aus Feuersee- und Abu Telfan-Tagen.



Raabe-Büste von Ernst Müller

Zu unseren Bildern und Beiträgen

Aus Wilhelm Raabes Nachlaß verdanken wir der Liebenswürdigkeit der Familie die vier kleineren Zeichnungen, die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind, während das größere Blatt der Büsche am Flusse, das wir in Tondruck reproduzieren, von dem Sohne Heinrich Seidels, dem Raabe es einst bei einem Besuche mit der Widmung: „Herrn Heinrich Seidel zum Andenken an den April 1898 in Braunschweig Wilh. Raabe" geschenkt hat, von dem Pastor Heinrich Wolfgang Seidel zu Berlin gütigst zur ersten Veröffentlichung zur Verfügung gestellt worden ist. Die beiden kleinsten Zeichnungen: der Wache stehende Soldat und der Dampfer auf dem Meere scheinen wieder aus der Sammlung zu stammen, die die Gattin des Dichters sorgsam aus den Manuskripten zusammengestellt hat; die zwei kämpfenden Ritter sind auf einen Briefumschlag gezeichnet, der noch die Aufschrift „An Herrn Wilh. Raabe" trägt. Die zwei größeren Blätter zeigen uns den Dichter als „Landschafter", als der er in der Art seiner Strichführung an die seinerzeit weithin bekannten, wegen ihrer poetischen Stimmung geschätzten, sonst aber oberflächlichen Bilder von Gustav Paul Cloß (1840—1870) erinnert; dieser hat viel für den Holzschnitt gearbeitet und darin den früh berühmten Franzosen Gustave Doré (1833—1883) nachgeahmt, den auch Raabe oft in den Zeitschriften während seines Lebens gesehen haben wird. Das Kapitel „Raabe als Zeichner" kann ja vorläufig noch nicht geschrieben werden, da noch zu wenig Material vorliegt; aber soviel empfindet man doch schon, daß zu einer eingehenden Untersuchung des Stils der Raabeschen Zeichnungen vor allem eine genaue Kennerschaft der Holzschneider und Stecher des neunzehnten Jahrhunderts gehört. Stellen wir nur einmal zusammen, was bisher ans Licht getreten ist, so haben wir außer den einundzwanzig Zeichnungen in der zweiten Auflage von W. Brandes' Raabe-Buch nur noch die vier neuveröffentlichten, allerdings auch besonders schönen in dem Aufsatze „Deutsche Dichter als Maler und Zeichner" von Ernst Boerschel (Westermanns Monatshefte, Braunschweig, Dezember 1908, S. 366—368). Wilhelm Brandes sagt Seite 49 seines Buches: .... „blicken wir zur Seite auf die Studien und Federspiele des Zeichners Raabe; denn aus ihnen tritt uns eben dieses selbe Vermögen (in der Darstellung des Gegenständlichen, der Wirklichkeitssinn) und zwar auf das unmittelbarste entgegen im Bunde mit jenem überströmenden Reichtum erfindender Phantasie, den wir schon in seinen Dichtungen aufgezeigt haben. Gleich andern Mustererzählern, Hoffmann und Keller, Dickens und Thackeray, hat auch Raabe von Jugend auf die verwandte Kunst — „Dichten ist sehen", sagte der alte Ibsen — nebenher für sich gepflegt, ganz autodidaktisch versteht sich, aber darum auch ganz persönlich, ohne jede fremde Schablone als reine Äußerung künstlerischen Triebes. Als müsse er die Überfülle seiner Gesichte auf diese Art los-

werden, bedeckte er namentlich während des Ausgestaltens lose Blätter und Zettel und die Ränder des Manuskripts selber mit Bildern und Bildchen ohne Zahl, landschaftlichen und figürlichen, phantastischen und realen, komischen und heroischen, historischen und alltäglichen Darstellungen, die größtenteils mit den Geschichten daneben nur in einem lockeren oder in gar keinem Zusammenhange stehen. Aber auch in den Zwischenpausen seines dichterischen Schaffens hat er zum eigenen Vergnügen und zur Freude seiner Kinder manches größere Blatt liebevoll ausgeführt, auch farbige darunter von einer malerischen Originalität, die ihresgleichen sucht. Ein sachverständiger Beurteiler, Hanns Fechner, nennt ihn danach geradezu „einen Maler von eminenter Bedeutung und mit einer Vielseitigkeit des Ausdrucksvermögens, um die ihn mancher unserer großen Zunftgenossen schmerzlich beneiden würde, könnte er sehen, was ich staunend und freudig gesehen habe." Von dieser Vielseitigkeit vermögen freilich die Proben, die ich zum Buchschmuck im besten Sinne habe auswählen dürfen, nur eine Ahnung zu geben, und auch sonst vertreten die verkleinerten Klischees nur schwach die Originale. Immerhin lassen sie — und vielleicht die flüchtigsten Skizzen am besten — nur die Eigenart dieser einheitlich geschlossenen Künstlernatur ausreichend erkennen, die auch hier mit wenigen Strichen alles Wesentliche charakteristisch und mit überzeugender Wahrheit hinstellt, wie das innere Auge es erschaut hat, und zugleich mit Schwarz und Weiß oft einen mächtigen Stimmungsreiz zu erzeugen vermag. Nicht anders der Schriftsteller.

Die ganze zeichnerische Kunst Raabes hängt natürlich sehr von der Technik ab; so gibt er denn zumeist Kontraste: eine Figur, die im Hellen sitzt, während die andere im Dunkel steht; das Schwarz der Nacht, in die der Mond seine weißen Lichter wirft; der Nachtwächter, der aus dem nächtlichen Düster mit hell strahlender Laterne tritt; ein Mann vor einem leuchtenden Kaminfeuer; die Silhouetten zweier Gestalten, die sich gegen den hellen Horizont des Meeres abheben; zwei schwarze Kater auf spitzgiebeligem Dache in einer flimmernden Mondnacht; ein weißer und ein schwarzer Reiter in einer die Gestalten im Wasser widerspiegelnden Furt. Aber auch feinere Wirkungen werden angestrebt: der Rhythmus der Wellen, das Wogen des Meeres, das an die Planken eines Segelbootes plätschert, und die Bewegung des Auf und Ab sich fortsetzend im Dünenabhange; die Stimmung eines einsamen Inselturmes inmitten bergumschlossenen Gewässers; das Wehen des Windes in den hohen Erlen und niedrigen Weiden am Riddagshäuser Teich bei Braunschweig; der Gewittersturm über einer Ebene, auf der Landsknechte und ein Ritter verloren ziehen; die Weite des Horizontes mit der feinen Schwingung seiner Linie, die nur von vereinzelten Kirchtürmen und Bäumen durchschnitten sind. Und wie sicher komponiert sind größere Szenen: die Festgarde, die sich durch die engen Straßen einer niedersächsischen Stadt bewegt; das wilde Anstürmen der Reiter gegen die ihre Musketen abschießende Schützen-

linie. Und dazu die Echtheit des humoristischen Ausdruckes. „Wilhelm Raabe hat es noch niemals über sich gebracht", sagte Ernst Boerschel, „ein Gefühl zu unterdrücken, nachdem er es vorher schnell im Blitzfeuer seines Humors gleichsam galvanisiert hat. Dabei wird Raabe niemals bis zur Karikatur E. T. A. Hoffmanns geraten. Wie sachlich hat er den schwäbischen Schulmeister- oder den Schreibertypus in seiner Stuttgarter Zeit festgehalten! Er bleibt auch sonst glücklich dort stehen, wo der Humor die Wendung zum Zynismus zu nehmen droht. Wir sehen das deutlich auf dem Bilde des durch die Sassen reitenden Teufels. Das ist ein landläufiger Teufel, der sich da zur Höhe schwingt; während bei Hoffmann der Teufel stets ein widerlicher, gemeiner und verzerrter Geselle ist, dessen Huftritte man zu empfinden glaubt. „Der Teufel fliegt eigentlich immer und überall durch die Welt", ließ Raabe so nebenher im Gespräch über diese Zeichnung fallen, „aber gaffen tun die Leute nach ihm nur, wenn so was wie das mit Grete Beier oder Eulenburg passiert. Da sehen sie ihn; dann fliegt der Teufel so wie bei mir."

Und wieviel wir noch von dem Zeichner Raabe zu erwarten haben, sagen uns die Erinnerungen von Hanns Fechner „Wie Raabe sich malen ließ" (in der Halbmonatsschrift „Nord und Süd", Augustheft 1911). Fechner erzählt: „In der ältesten Tochter hatte ich eine Kollegin zu begrüßen gehabt, eine tüchtige, in München herangebildete Künstlerin, gerade damals zum Besuche daheim. Sie machte mich mit einer mir noch ganz unbekannten Ecke aus ihres Vaters buntem Guckkasten bekannt. Die Mutter hatte „Ja" gewinkt und so brachte sie denn Kästen und Mappen, voll von Federzeichnungen geschleppt; Zeichnungen in ganz kuriosem, schmalem langen Format. Es waren die Ränder seiner Manuskripte, von der Mutter sorgsam abgeschnitten und verwahrt. Lauter Stimmungsblitze des Alten. Nicht etwa „Illustrationen" zu seinen Dichtungen; vielmehr gehörte es zu Raabes Gewohnheit, nur die abirrenden Bilder seiner Phantasie mit der Feder zeichnerisch festzuhalten. In den Schaffenspausen seines Dichtens ist er Maler und zwar von großer Eigenart und Vielseitigkeit. Auf einer langen Palme untereinander ein hagerer Reitersmann auf seinem Gaul, eine melancholische Silhouette am melancholischen, regentriefenden Himmel, und ein Negerhäuptling, an eine Fahne gelehnt, südliche Sonne mit all ihrer Glut in jedem Federstrich Dann ein Marktplatz, altertümliche Gebäude, Volk in mittelalterlicher Gewandung starr in die Höhe gaffend, glotzend. Droben reitet eine Hexe auf dem Besenstiel dahin. Raabe schmunzelte stillvergnügt, als ihm dies Blatt, wohl nach langer Pause, wieder unter die Augen kam. „Ei ja, nicht wahr; die sperren die Mäuler, die gucken, daß sie nun einmal eine wirkliche Hexe zu sehen gekriegt haben. Das glaub ich!" „Und Sie müßten nur sehen können", sagte die Älteste, als sie mich so begeistert in den herrlichen Sachen kramen sah, „was Vater alles heimlich gezeichnet hat, und was wir nie zu sehen kriegen sollen. Es ist einfach eine tolle Geschichte." „Es gibt Dinge",

erklärte Corvinus in tiefem Ernst, „die das junge Volk nichts angehen, und die man ihm darum nicht unter die Augen bringen soll." — Als die ganze Familie in herzliches Lachen ausbrach, fuhr er ruhig fort: „Nun ja, damals wart Ihr doch eben noch ganz, ganz jung." — Er klopfte auf das Polster des Sofas, auf dem wir saßen. — „Da ist es drinnen, das Verbotene. Ich habe vor vielen Jahren einmal angefangen, die biblische Geschichte zu zeichnen, große Blätter. Na, da kommt denn wohl allerlei vor, was Kinder nichts angeht. Und darum hab' ich dazumal die ganze Geschichte hier in das Sofa hineinpolstern lassen, damit sie sicher untergebracht war. Nun sitz ich drauf, und hoffentlich noch recht lange, und passe auf. Das habt Ihr davon!"

Die Familie bereitet nun auch eine Auswahl aller Zeichnungen in einem Bande vor; der wird uns noch vieles vom köstlichsten Raabe bringen, obwohl man natürlich niemals vergessen darf, daß der Dichter als Zeichner bei aller strengen Selbstzucht und starken Naturanlage infolge der mangelnden künstlerisch-technischen Ausbildung doch nur ein Dilettant war, allerdings im guten Sinne dieses Wortes, von hoher Reife und reicher Fülle, von kraftvoller Originalität und seltener Ausdrucksicherheit. —

* * *

Die Ausstattung unseres Kalenders hat Walter Buhe ausgeführt.

Das Bild Wilhelm Raabes, das auf das „Vorwort" folgt, ist eine bisher unveröffentlichte Originalzeichnung von Wilhelm Immenkamp, der uns schon früher ein schönes Raabeporträt in Öl geschenkt hat.

Eine besondere Freude war es uns, als Frau Marie Jensen sich entschloß, uns von ihren Raabe-Bildern zwei zur ersten Veröffentlichung zu überlassen, wovon wir dieses Jahr das eine bringen; das andere hoffen wir dem zweiten Jahrgange beigeben zu können. Frau Marie Jensen hat — soviel dürfen wir hier wohl mitteilen — Raabe dem innerlichen Empfinden nach vielleicht von allen Frauen, mit denen das Leben ihn in Verbindung gebracht hat, am nächsten gestanden und mehr als 200 seiner Briefe sind seit vierzig Jahren an sie gerichtet, die auch den gleichen Geburtstag, 8. September, mit ihm teilt. Liebenswürdigerweise hat Frau M. Jensen die beiden Bilder für uns besonders kopiert; das eine ist ein Ölbild von 1880, das andere eine Zeichnung aus etwas späterer Zeit. „Beide sind — oder waren — sehr ähnlich", schreibt uns Wilhelm Jensen. Die humorvolle Unterschrift der zweiten hoffen wir im nächsten Jahre auch zu faksimilieren.

Als drittes Porträt unseres Dichters bringen wir eine ebenfalls ungedruckte Photographie nach der im Dezember 1910 von Professor Ernst Müller-Braunschweig (in Charlottenburg) angefertigten Raabe-Büste.

Obwohl das Buch von Wilhelm Brandes und auch das von Heinrich Spiero schon Bilder aus der Heimat Raabes bringen, haben wir uns doch entschlossen, noch einige anzufügen, wobei es uns vor allem darum zu tun war, Bilder zu erhalten, die aus

der Zeit Raabes stammen oder wenigstens den dargestellten Ort so wiedergeben, wie er in des Dichters Jugend gewesen ist.

Da ist Eschershausen; heute umrahmen verschiedene große Asphalt- und Zementwerke den Ort, ein kleiner neuer Stadtteil — es ist eigentlich nur die Straße zum Bahnhof hinauf mit den Anfängen einiger Querstraßen — ist entstanden und die Achse des Ortes hat sich nach der Lage des Bahnhofes wesentlich verschoben; gewiß weht noch jener idyllische Hauch über dem Städtlein, durch den es uns so lieb wird, aber der Eindruck ist doch ein anderer, da wir die hohen Schlote dicke Rauchwolken in die Luft qualmen sehen und zur Morgen-, Mittag- und Abendstunde die Fabriksirene heulen hören. So wie Eschershausen zur Zeit Wilhelm Raabes war, gibt es wohl ein Versuch meines Vaters wieder, zwar auch nur in bescheidener Dilettantenarbeit, aber doch mit der ganzen Hingabe des jugendlichen Talentes an sein Objekt, mit der ganzen Liebe zur schönen Heimat. Die Zeichnung stammt aus der Mitte der sechziger Jahre.

Holzminden: es ist ein älterer Kupferstich, gemalt von W. Paltz, lithographiert von Oehme und Müller in Braunschweig. Der Blick ist von den Höhen des Sollings herab, vom Katerberg gegen die Weser zu, die man als helles Band sich durch die Landschaft ziehen sieht, gerichtet auf den breit hingelagerten Ort mit seinem spitzen Kirchturm und seinen roten, hochgiebeligen Dächern, mit dem Wirenberg und Kiekenstein im Hintergrunde. Heute ist das Bild auch schon ein anderes; Fabriken, Eisenbahn und sonstige Neubauten zeugen von dem regen Leben des Städtchens.

Unbekannt ist auch noch das Bild der Creutzschen Buchhandlung in Magdeburg, das wir dem jetzigen Inhaber, Max Kretschmann, verdanken. Der Laden ist auch umgebaut; wir bieten ein Bild, das sie in dem Zustande zeigt, wie sie in des Dichters Lehrzeit gewesen ist. Hier (Breite Weg 156) hatte Raabe zwei Treppen hoch sein Stübchen inne und er soll durch langes Aufbleiben des Abends und den starken Brennölverbrauch oft das Mißfallen seines Lehrherrn erregt haben. Er hat unter zwei Generationen gelernt, da der ältere Kretschmann zu seiner Zeit starb. Dessen Sohn, der beim Gewehrputzen ums Leben kam, hat Raabe ein niedliches Stammbuchbild in Federzeichnung geschenkt (im Besitze von Pastor Mellin in Boemenzien in der Altmark), das übrigens merkwürdigerweise mit „Rabe", also mit einem „a", unterzeichnet ist. — Im vierten Kapitel von „Unseres Herrgotts Kanzlei" ist die Kellerszene genau den Kellerräumen des alten Geschäftshauses angepaßt, die in früherer Zeit auch den Zwecken des Weinausschankes gedient hatten, weshalb das Haus auch noch bis heute den Namen „das goldene Weinfaß" trägt. Der jetzige Besitzer war es, der den Dichter zu einer Neuausgabe des Magdeburgischen Jugendwerkes anregte, die Raabe gestattete, unter der Bedingung, „daß er nichts zu ändern brauche" — wie es auch das Vorwort andeutet — und die seit 1889 in sieben Auflagen viele Magde-

burger Raabe als Freunde zuführte. Zum 70. Geburtstag Raabes fehlte ein versifizierter Glückwunsch des Hauses „zum güldenen Weinfaß" nicht, und als Raabes alter Lehrherr im Oktober 1906 starb, sandte ihm „der Fünfundsiebzigjährige treulich seinen letzten Gruß nach!"

* * *

Unsere textlichen Beiträge sind noch unveröffentlichte Originalarbeiten mit Ausnahme der Gedichte von Hans von Wolzogen (entnommen aus: „Gedichte", Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin 1908), von Heinrich Vierordt (aus „Deutsche Hobelspäne", Carl Winters Universitäts-Buchhandlung, Heidelberg 1909) und von Emil Prinz zu Schönaich-Carolath (aus „Gedichte" J. G. Göschenscher Verlag, Leipzig 1906 ff.); wir nahmen diese Gedichte auf, um daran zu erinnern, wie Raabe 1901 gefeiert wurde, und weil sie — neben Richard Schaukals „Was Raabe mir ist" — in subjektiver Weise zeigen, wie verschieden Raabe erlebt wird. —

* * *

Allen unsern Mitarbeitern, den hier öffentlich erscheinenden wie denen, die im stillen mitgewirkt haben, insbesondere der Familie des dahingegangenen Dichters, dessen Manen dies Werk gewidmet ist, und Hans von Wolzogen, der uns bei der Auswahl der Sprüche durch seine Erfahrung bei der soeben in neuer Auflage erscheinenden „Raabenweisheit" unterstützt hat, sei unser herzlicher Dank gesagt.

Hanns Martin Elster

Inhaltsverzeichnis

Text

Seite

Vorwort :: 1

Kalendarium :: 4

An Wilhelm Raabe. Zum 8. September 1911 von Wilhelm Jensen :: :: :: :: 17

Erinnerung. Spruch aus „Chronik der Sperlingsgasse" Seite 184 :: :: :: :: :: 22

Lieder der Völker. Gedicht aus dem Nachlaß von Wilhelm Raabe :: :: :: :: 23

Soviel todgeborne Blüthen . . . Gedicht aus dem Nachlaß von Wilhelm Raabe 24

Des Dichters Jugend-Heimat in seinen Werken von Otto Elster :: :: :: :: :: :: 25

Jugendglaube. Spruch aus dem „Schüdderump", 1. Auflage, Band 2, Seite 127 50

Der Ehrenbürgerbrief Eschershausens für Wilhelm Raabe, sowie Raabes Dankesbrief und Glückwunschbrief für Bürgermeister Peters :: :: :: :: :: :: :: 51

In Herbsts Weinstube. Gedicht von Victor Blüthgen :: :: :: :: :: :: :: :: :: 53

Die Lebensmächte der Raabeschen Dichtung von Eugen Wolff :: :: :: :: :: :: 55

Von deutscher Art. Spruch aus „den Akten des Vogelsangs" Seite 314 :: :: :: 59

Briefe Wilhelm Raabes :: 61

An Wilhelm Jensen :: 63

An Hans von Wolzogen :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 68

An Robert Lange :: 69

An Heinrich Vierordt :: 72

An Karl Hage :: 72

An Marie Speyer :: 73

Mitgeteilt von C. Schüddekopf :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 74

Gratis. Spruch aus „Deutscher Adel," Ges. Erzählungen Band 4, Seite 280 :: 74

Zwei Briefe Raabes über eine beabsichtigte Sammlung seiner Gedichte, mitgeteilt von Emil Sarnow :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 75

Volk und Kunst. Spruch aus der „Chronik der Sperlingsgasse" Seite 17 :: :: :: 77

An Wilhelm Raabe. Gedicht von Emil Schönaich-Carolath :: :: :: :: :: :: :: 78

Arbeiten und Schaffen. Spruch aus „den Leuten aus dem Walde" Seite 327 :: 79

Wilhelm Raabe und Deutschlands Erhebung von Wilhelm Kosch :: :: :: :: :: 80

Beim Tode Detlev von Liliencrons; ein Brief Raabes (aus gleichzeitigen Zeitungen) 86

Zwei Gedichte von Hans von Wolzogen: I Abu Telfan, II Schüdderump :: :: 87

Die Frauengestalten in den ersten zwei Bänden von Raabes „Erzählungen" von Marie Speyer :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 88

Von den Frauen. Drei Sprüche aus „Altershausen" (Seite 61), „Villa Schönow" (Seite 47) und aus dem „Hungerpastor" :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 96

Seite
Wilhelm Raabe und die deutschen Landschaften von Josef Nadler :: :: :: :: :: 97
An Wilhelm Speck; aus einem Briefe Raabes (mitgeteilt aus den „Erinnerungen an Wilh. Raabe" von Wilh. Speck in der Sonntagsbeilage der Magdeburgischen Zeitg. 12. Dez. 1911) :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 104
Was Raabe mir ist. Von Richard Schaukal :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 105
Stammbuchblatt von Heinrich Vierordt :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 106
Das Romanhafte bei Wilhelm Raabe von Hanns Martin Elster :: :: :: :: :: 107
Wilhelm Raabe zum 71. Geburtstag 1902 von Wilhelm Jensen :: :: :: :: :: 128
Zu unsern Bildern und Beiträgen :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 130

Bilder

Bildnis Wilh. Raabes von W. Immenkamp :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 3
Wache stehender Soldat. Zeichnung von Wilh. Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: 16
Eschershausen. Zeichnung von Otto Elster :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 31
Holzminden. Kupferstich von W. Paltz, lithogr. von Oehme und Müller :: :: :: 43
Zwei kämpfende Ritter. Zeichnung von Wilh. Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: 54
Bäume am Weiher. Zeichnung von Wilh. Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 60
Bildnis Wilhelm Raabes. Zeichnung von Marie Jensen (1880):: :: :: :: :: :: 65
Büsche am Flußufer. Zeichnung von Wilh. Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: 85
Dampfer auf dem Meere. Zeichnung von Wilh. Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: 106
Die Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg. Photographie :: :: :: :: :: :: 117
Die Raabe-Büste von Ernst Müller-Braunschweig. Photographie :: :: :: :: :: 129

In der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin sind folgende Werke Wilhelm Raabe's erschienen:

Die Chronik der Sperlingsgasse.

Neue Ausgabe. Mit Illustrationen von E. Bosch und einem Bildnis des Dichters. 71. Auflage. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Horacker.

Mit Illustrationen von P. Grot Johann. 16. Auflage. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Unruhige Säfte.

Ein Roman aus dem Säkulum. 6. Aufl. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Halb Mär, halb mehr.

Erzählungen, Skizzen und Reime. 2. Auflage. Neue, vollständige Ausgabe. 193 Seiten. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M. Inhalt: Eingang — Der Weg zum Lachen — Der Student von Wittenberg — Weihnachtsgeister — Lorenz Scheibenhart — Einer aus der Menge — Buch zu! — Wunsch und Vorsatz.

Halb Mär, halb mehr.

Zwei Erzählungen. (Lorenz Scheibenhart — Der Student von Wittenberg.) Jubiläums-Ausgabe. Mit Illustrationen von Carl Röhling. 12. Tausend. 12°. Kartoniert 1.50 M., geb. 2.50 M.

Im alten Eisen.

Eine Erzählung. 6. Auflage. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Kinder von Finkenrode.

7. Auflage. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Nach dem großen Kriege.

Eine Erzählung in 12 Briefen. 4. Auflage. 8°. Geh. 3 M. geb. 3.50 M.

Neue Erscheinungen der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin im Jahre 1911:

Heinrich Federer, Berge und Menschen. Roman. (Herbst).

Heinrich Federer, Lachweiler Geschichten. Novellen. (Frühjahr.)

Gustav Frenssen, Der Untergang der Anna Hollmann. Erzählung. (Herbst.)

Johannes Jegerlehner, Marignano. Erzählung. (Herbst.)

Ferdinand Laban, Verstreut und Gesammelt. Aufsätze. (Frühjahr.)

Joseph Lauff, Lux aeterna. Roman. (Herbst.)

Emil Marriot, Heinz Henning. Roman. (Herbst.)

Rund ums Jahr. Jahrbuch für junge Deutsche. Herausgegeben von Direktor Dr. H. Gruber. (Herbst.)

Erich Scheurmann, Ein Weg. Roman. (Frühjahr.)

Werner Weisbach, Impressionismus. Band II (Schlußband) (Herbst.)

Ernst von Wildenbruch, Das Hexenlied. Liebhaber-Ausgabe auf Büttenpapier, geschrieben und illustriert von Johann Holtz. Farbiger Faksimile-Druck der Reichsdruckerei. (Herbst.)

Ernst von Wildenbruch, Gesammelte Werke. Herausgegeben von Berthold Litzmann. 1. Reihe: Romane und Novellen. Band I und II. (Herbst.)

Gedruckt bei
Poeschel & Trepte
in Leipzig

* *
*

PT
2451
Z5A58
1912

Wilhelm Raabe-Kalender
1912

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

G G